
Peer Pasternack (Hrsg.)

Jenseits der Metropolen

Hochschulen in demografisch herausgeforderten Regionen

AVA
Akademische Verlagsanstalt

Institut für Hochschulforschung an der
Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (HoF)



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.dbb.de> abrufbar.

Reihe „Hochschulforschung Halle-Wittenberg“

Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013

© Institut für Hochschulforschung an der Universität Halle-Wittenberg (HoF)
Collegienstraße 62, 06886 Lutherstadt Wittenberg, institut@hof.uni-halle.de,
<http://www.hof.uni-halle.de>

Druck: Osiris-Druck Leipzig

Satz: Argwohn Leipzig (www.argwohn-lektorat.de)

Umschlag: Volker Hopfner, Leipzig

ISBN 978-3-931982-83-6

Inhaltsübersicht

ZENTRALE ERGEBNISSE17

1. Veränderungen der hochschulischen Regionalbezüge im demografischen Wandel. Ausgangspunkte und Fragestellungen
Peer Pasternack21

TEIL A. HOCHSCHULEN ALS CHANCE DER PERIPHERIE:

WISSENSPOTENZIALE DER NICHTMETROPOLEN

2. Von der Hochschule in der funktionalistischen Stadt zur Hochschule in der kreativen Stadt. Die Theorieangebote und ihre zentralen Erklärungsthesen
Daniel Hechler57
3. Wissensproduktion in regionalen Netzwerken. Inhalts- und Formveränderungen der Wissenschaft: Modelle, Kritik, Erfahrungen
Daniel Hechler, Peer Pasternack89
4. Viel Ökonomie, wenig Demografie. 10 Jahre Aufbau-Ost-Gutachten zu Hochschulen und Regionalentwicklung: Eine Metaauswertung
Romy Höhne, Peer Pasternack, Steffen Zierold115
5. Bedarfslagen in schrumpfenden Regionen und Hochschulaktivitäten. Wege zur Strategieentwicklung trotz hemmender Umstände
Justus Henke, Romy Höhne, Peer Pasternack, Steffen Zierold145
6. Zeitgeschichte als lokale Ressource. Der Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer jüngeren Geschichte
Daniel Hechler, Peer Pasternack172

TEIL B. TIEFENSONDIERUNG 1:

ERSCHLIESSUNG REGIONALER FORSCHUNGS- UND KOOPERATIONSPOTENZIALE

7. Gemeinsam stärker werden. Kooperationspotenziale zwischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen
Daniel Hechler, Peer Pasternack199
8. Profilerweiternd und bislang kaum untersucht: An-Institute
Justus Henke, Peer Pasternack227
9. Kultur- und Kreativwirtschaft in Stadtentwicklungsprozessen. Schnittstellen mit Hochschulen und kommunaler Administration
Steffen Zierold249

10. Zweckfrei nützlich. Regionale Relevanz der Geistes- und Sozialwissenschaften <i>Jens Gillessen, Peer Pasternack</i>	272
11. IBA und Hochschulen. Die IBA Stadtumbau als Third-Mission-Test <i>Uwe Grelak, Peer Pasternack</i>	296
12. Hochschulen in peripherer Metropolregion. Der Fall Mitteldeutschland: SWOT-Analyse <i>Peer Pasternack</i>	320

TEIL C. TIEFENSONDIERUNG 2:

ERSCHLIESSUNG REGIONALER BILDUNGSPOTENZIALE

13. Eingänge und Ausgänge. Die Schnittstellen der Hochschulbildung <i>Thomas Erdmenger, Peer Pasternack</i>	341
14. Heterogenität. Herausforderung der Hochschulbildung im demografischen Wandel <i>Franziska Wielepp</i>	363
15. Wem gelingt studieren? Studienerfolg und Studienabbrüche <i>Justus Henke, Peer Pasternack, Sarah Schmid</i>	388
16. Systematisch unzutreffend und dennoch unverzichtbar. Die Prognosen der regionalen Studiennachfrage <i>Sarah Schmid, Peer Pasternack</i>	413
17. Studienbegleitende Hochschule-Praxis-Kooperationen. Erfolgs- und Risikofaktoren <i>Peer Pasternack</i>	443
18. Willkommenssignale setzen. Ausländische Studierende in Ostdeutschland halten <i>Martina Dömling</i>	470

TEIL D. RESÜMEES

19. Demografiesensibel und Regionalbezüge fördernd. Ein Modell für die künftige Hochschulfinanzierung in Ostdeutschland <i>Peer Pasternack</i>	497
20. Zwischen Forschung und Beratung. Die typischen Probleme beauftragter regionaler und lokaler Fallanalysen <i>Daniel Hechler, Peer Pasternack</i>	511
21. Was tun? Potenziale und Handlungsoptionen zur Kopplung von Hochschul- und Regionalentwicklung: Kommentierte Thesen <i>Peer Pasternack</i>	532

Inhaltsverzeichnis

Zentrale Ergebnisse	17
1. Veränderungen der hochschulischen Regionalbezüge im demografischen Wandel. Ausgangspunkte und Fragestellungen <i>(Peer Pasternack)</i>	21
1.1. Problemlagen.....	21
1.1.1. Demografischer Wandel und Wissensgesellschaft	21
1.1.2. Ostdeutsche Entwicklungen.....	27
1.1.3. Ostdeutsche Hochschulentwicklung.....	30
1.2. Politische Ziele für Ostdeutschland und Zieloperationalisierung	31
1.2.1. Selbsttragende Entwicklungen: wirtschaftliche und soziale Stabilität	31
1.2.2. Gleichwertige Lebensverhältnisse: Lebensqualität.....	32
1.2.3. Selbsttragende Entwicklungen und gleichwertige Lebensverhältnisse: qualitativ bestimmtes Wachstum.....	34
1.3. Die Rolle der Hochschulen.....	36
1.3.1. Hochschulen als Objekte und Subjekte des demografischen Wandels	36
1.3.2. Verstärkte Teilhabechancen durch Hochschulbildung: Studienkapazitätsauslastung und Heterogenität.....	39
1.3.3. Third Mission: regionale Entwicklungsbeiträge	40
1.3.4. Third Mission für die Region und Hochschulfinanzierung.....	45
1.4. Fazit.....	46

TEIL A. HOCHSCHULEN ALS CHANCE DER PERIPHERIE: WISSENSPOTENZIALE DER NICHTMETROPOLEN

2. Von der Hochschule in der funktionalistischen Stadt zur Hochschule in der kreativen Stadt. Die Theorieangebote und ihre zentralen Erklärungsthesen <i>(Daniel Hechler)</i>	57
2.1. Grundlinien.....	57
2.2. Passiver Hochschulregionalismus: Die traditionellen Konzepte	61
2.2.1. Inklusion: Hochschulen als regionaler Bildungsfaktor	61
2.2.2. Neubauten: Hochschulen und Stadtraum.....	62
2.2.3. Nachfrageeffekte: Hochschulen als regionaler Wirtschaftsfaktor	67

2.3.	Aktiver Hochschulregionalismus	70
2.3.1.	Hochschule und Stadt	71
2.3.2.	Zeitdiagnosen: Wissensgesellschaft, mode 2, Triple Helix	73
2.3.3.	Innovation: Hochschulen als regionaler Innovationsfaktor	74
2.3.4.	Kreativität: Hochschulen als umfassender Entwicklungsfaktor.....	77
2.3.5.	Demografischer Wandel, Peripherisierung und Mission Gesellschaft	80
2.4.	Fazit.....	85
3.	Wissensproduktion in regionalen Netzwerken. Inhalts- und Formveränderungen der Wissenschaft: Modelle, Kritik, Erfahrungen (Daniel Hechler, Peer Pasternack)	89
3.1.	Problemstellung.....	89
3.2.	Aktuelle Zeitdiagnosen der Wissensproduktion	90
3.2.1.	Wissensgesellschaft.....	90
3.2.2.	Triple Helix	94
3.2.3.	mode 2	96
3.3.	Netzwerke als regionale Problemlöser?.....	99
3.3.1.	Leistungsfähigkeiten und Erfolgsfaktoren von Netzwerken	100
3.3.2.	Risikofaktoren für Netzwerke.....	102
3.3.3.	Erfolgs- und Scheiternsbedingungen: empirische Beispiele....	104
3.4.	Fazit.....	110
4.	Viel Ökonomie, wenig Demografie. 10 Jahre Aufbau-Ost- Gutachten zu Hochschulen und Regionalentwicklung: Eine Metaauswertung (Romy Höhne, Peer Pasternack, Steffen Zierold).....	115
4.1.	Problemstellung.....	115
4.2.	Handlungsfeldbezogene Auswertungen	117
4.2.1.	Strukturelle Gestaltung des Hochschulbildungssektors.....	118
4.2.2.	Bildungsfunktion	119
4.2.3.	Forschungs- und Transferfunktion.....	125
4.2.4.	Sozialräumliche Bedingungen und Effekte	131
4.3.	Querschnittsauswertungen.....	136
4.3.1.	Adressaten der Empfehlungen	136
4.3.2.	Vor- und Nachteilsbewertungen	137
4.4.	Fazit.....	142

5. Bedarfslagen in schrumpfenden Regionen und Hochschulaktivitäten. Wege zur Strategieentwicklung trotz hemmender Umstände (<i>Justus Henke, Romy Höhne, Peer Pasternack, Steffen Zierold</i>)	145
5.1 Problemstellung.....	145
5.2. Hemmende Umstände und Risiken	147
5.2.1. Risikofaktoren	147
Hemmnisse (147). Ambivalenzen (152). Ursachen der Hemmnisse und Ambivalenzen (160).	
5.3. Strategieentwicklung	162
5.4. Fazit.....	168
6. Zeitgeschichte als lokale Ressource. Der Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer jüngeren Geschichte (<i>Daniel Hechler, Peer Pasternack</i>)	172
6.1. Problemstellung.....	172
6.2. Aktivitäten der Hochschulen	175
6.3. Auswertungen.....	180
6.3.1. Anlässe und Intentionen, Kosten und Nutzen.....	180
6.3.2. Schlüsselfaktoren.....	182
6.3.3. Best-Practice-Modell.....	187
6.4. Fazit.....	194

**TEIL B. TIEFENSONDIERUNG 1:
ERSCHLIESSUNG REGIONALER FORSCHUNGS- UND
KOOPERATIONSPOTENZIALE**

7. Gemeinsam stärker werden. Kooperationspotenziale zwischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen (<i>Daniel Hechler, Peer Pasternack</i>)	199
7.1. Problemstellung.....	199
7.2. Untersuchungsmodell.....	201
7.3. Fallbetrachtung: Sachsen-Anhalt.....	205
7.3.1. Institutionenlandschaft, Ausstattung, Leistungsdaten.....	206
7.3.2. Kooperationsdichte.....	210
7.3.3. Raumdimension der Kooperationen	211
7.3.4. Überregionalität des Kooperationsgeschehens: Voraussetzung einer Stärkung der regionalen Wissensbasis ...	212
7.3.5. Erwartungswertbezogene Einschätzung der regionalen Kooperationsintensität	214

7.4.	Kooperationsfördernde und -hemmende Faktoren	216
7.5.	Fazit: Handlungsoptionen.....	222
8.	Profilerweiternd und bislang kaum untersucht: An-Institute (<i>Justus Henke, Peer Pasternack</i>).....	227
8.1.	Typologie und Besonderheiten.....	228
8.2.	Die An-Institutslandschaft in Sachsen-Anhalt.....	230
8.2.1.	Räumliche und institutionelle Verteilung.....	230
8.2.2.	Fächergruppen	232
8.2.3.	Rechtsformen.....	234
8.2.4.	Tätigkeitsschwerpunkte	234
8.2.5.	Personalstrukturen	236
8.2.6.	Einnahmen	237
8.2.7.	Aktivitäten in Lehre und Nachwuchsförderung.....	240
8.2.8.	Öffentlichkeitsarbeit	241
8.2.9.	Zusammenfassung	243
8.3.	Fazit: Entwicklungsszenarien.....	243
9.	Kultur- und Kreativwirtschaft in Stadtentwicklungsprozessen. Schnittstellen mit Hochschulen und kommunaler Administration (<i>Steffen Zierold</i>).....	249
9.1.	Problemstellung.....	249
9.2.	Fallbeispiele	251
9.2.1.	Mitteldeutsches Multimediazentrum Halle.....	252
	Halle als Medienstadt: Konzeption und Umsetzung (252). Um- setzungsideen und -anstrengungen der Medienstadt-Konzeption (253). Umsetzungshemmnisse der Medienstadt-Konzeption (254). MMZ: Auf dem Weg zum „kreativen Quartier“? (255).	
9.2.2.	Designhaus Halle.....	257
	Schnittstelle zwischen Wirtschaft und Hochschule (257). Cam- pus im Sinne eines „kreativen Quartiers“? (258).	
9.3.	Schnittstellenbetrachtung: Hochschule und Kultur-/Kreativwirtschaft.....	261
9.4.	Fazit.....	264
10.	Zweckfrei nützlich. Regionale Relevanz der Geistes- und Sozialwissenschaften (<i>Jens Gilllesen, Peer Pasternack</i>).....	272
10.1.	Problemstellung.....	273
10.2.	Rahmenbedingungen	275
10.2.1.	Ressourcenfragen.....	275
10.2.2.	Der demografische Wandel und die regionale Innovationsschwäche.....	276

10.3. Leistungsfähigkeiten der Geistes- und Sozialwissenschaften.....	281
10.3.1. Interne Leistungsfähigkeiten	281
10.3.2. Externe Leistungsfähigkeiten	283
10.4. Handlungsoptionen: Kommunikativ anschlussfähig argumentieren und präsentieren.....	286
10.5. Fazit.....	291
11. IBA und Hochschulen. Die IBA Stadtumbau als Third-Mission-Test (Uwe Grelak, Peer Pasternack).....	296
11.1. Problemstellung.....	296
11.2. Lokale Wissenschaftsausstattungen.....	299
11.3. Beteiligungsverhalten der Hochschulen und Forschungseinrichtungen....	300
11.4. Kooperationsqualitäten.....	306
11.4.1. Konzeptionsbezogene Kooperationen	306
11.4.2. Operative Kooperationen.....	307
11.4.3. Nichtkooperationen und nicht gelungene Projekte	310
11.5. Fazit.....	313
12. Hochschulen in peripherer Metropolregion. Der Fall Mitteldeutschland: SWOT-Analyse (Peer Pasternack).....	320
12.1. Intern differenzierter Raum	320
12.2. Stärken und Schwächen, Chancen und Risiken.....	324
12.2.1. Stärken.....	325
12.2.2. Schwächen.....	328
12.2.3. Chancen	330
12.2.4. Risiken.....	330
12.3. Fazit.....	333

**TEIL C. TIEFENSONDIERUNG 2:
ERSCHLIESSUNG REGIONALER BILDUNGSPOTENZIALE**

13. Eingänge und Ausgänge. Die Schnittstellen der Hochschulbildung (Thomas Erdmenger, Peer Pasternack).....	341
13.1. Problemstellung.....	341
13.2. Schnittstellen der Hochschulbildung in Sachsen-Anhalt.....	343
13.2.1. Eingangsschnittstelle Schule – Hochschule.....	343
13.2.2. Ausgangsschnittstelle Hochschule – Beschäftigungssystem ...	347
13.3. Schnittstellenmanagement.....	350
13.4. Fazit.....	357

14. Heterogenität. Herausforderung der Hochschulbildung im demografischen Wandel (<i>Franziska Wielepp</i>)	363
14.1. Problemstellung.....	363
14.2. Heterogenitätskonzepte im Kontext Hochschule.....	364
14.2.1. Vielfalt als Verpflichtung	366
14.2.2. Heterogenität als Herausforderung	367
14.2.3. Diversität als Chance	371
14.2.4. Heterogenitätskriterien – der Einzelne im Fokus.....	375
14.3. Heterogenität der Studierenden in Sachsen-Anhalt	379
14.4. Fazit.....	384
15. Wem gelingt studieren? Studienerfolg und Studienabbrüche (<i>Justus Henke, Peer Pasternack, Sarah Schmid</i>).....	388
15.1. Problemstellung.....	388
15.2. Fächergruppen- und hochschulspezifische Erfolgsquoten.....	390
15.2.1. Berechnungsmodell	390
1. Schritt: Korrelationen (391). 2. Schritt: Korrekturwert für Land (392). 3. Schritt: Erfolgsquoten für Fächergruppen (393). 4. Schritt: Berechnung der Erfolgsquoten der Hochschulen Sachsen-Anhalts (393).	
15.2.2. Ergebnisse	395
15.3. Studienabbruchmotive.....	401
15.4. Handlungsoptionen.....	405
15.5. Fazit.....	409
16. Systematisch unzutreffend und dennoch unverzichtbar. Die Prognosen der regionalen Studiennachfrage (<i>Sarah Schmid, Peer Pasternack</i>).....	413
16.1. Problemstellung.....	413
16.2. Zentrale Einflussfaktoren auf die Studienanfängerzahlen	415
16.2.1. Bevölkerungsentwicklung	415
16.2.2. Studienberechtigte	417
Studienberechtigte (417). Studienberechtigtenquote (417).	
16.3. Vergleich der Prognosen	419
16.3.1. Datenbasis.....	419
16.3.2. Anzahl der Schüler, Schulabsolventen und Hochschulzugangsberechtigten	423
16.3.3. Übergangsquoten	425
16.3.4. Wanderungen.....	428
16.4. Diskussion	429
16.5. Fazit.....	438

17. Studienbegleitende Hochschule-Praxis-Kooperationen.	
Erfolgs- und Risikofaktoren (<i>Peer Pasternack</i>)	443
17.1. Konkurrierende Bewertungen.....	443
17.2. Der ostdeutsche Sonderfall als künftiger gesamtdeutscher Normalfall ..	444
17.3. Hindernisse und Risikofaktoren	449
17.3.1. Ressourcenprobleme.....	449
17.3.2. Organisationsprobleme in den Hochschulen	450
17.3.3. Unternehmensbezogene Probleme.....	451
17.3.4. Kulturelle Hindernisse	452
17.3.5. Probleme der Abstimmung und Organisation von Kooperationen	453
17.4. Erfolgsfaktoren.....	454
17.4.1. Strategieentwicklung	455
17.4.2. Operatives Geschäft.....	456
17.5. Hochschule-Praxis-Netzwerke	457
17.5.1. Handlungsschema.....	458
17.5.2. Umsetzungsstufen.....	465
17.6. Fazit.....	466
18. Willkommenssignale setzen. Ausländische Studierende in Ostdeutschland halten (<i>Martina Dömling</i>)	470
18.1. Problemstellung.....	470
18.2. Situation	472
18.3. Untersuchungsergebnisse	474
18.3.1. Bestehende Aktivitäten und Maßnahmen	474
18.3.2. Internationale Absolvent/innen: Mögliche Potenziale für den regionalen Arbeitsmarkt.....	478
18.3.3. Bedarfslagen hinsichtlich der Arbeitsmarkt- und Berufsorientierung.....	479
Bedarfe von internationalen Studierenden bezüglich des Über- gangs Studium–Beruf im Vergleich zu deutschen Studierenden (480). Unterschiede innerhalb der Gruppe der internationalen Studierenden bezüglich ihrer Bedarfe im Hinblick auf den Über- gang Studium – Beruf (481).	
18.3.4. Gründe für Verbleiben und für Wegzug	481
18.3.5. Matching: Fachkräftebedarfe in der Region und Qualifikation der internationalen Absolvent/innen.....	483
18.4. Auswertung: Herausforderungen und Entwicklungspotenziale.....	484
18.4.1. Herausforderungen und Problemlagen	485
18.4.2. Entwicklungspotenziale und Chancen	487
18.5. Fazit.....	489

TEIL D. RESÜMEES

19. Demografiesensibel und Regionalbezüge fördernd. Ein Modell für die künftige Hochschulfinanzierung in Ostdeutschland <i>(Peer Pasternack)</i>	497
19.1. Offensive Argumentation	498
19.2. Modell der künftigen Hochschulfinanzierung	500
19.2.1. Grundfinanzierung für die Ausbildung von Studierenden und Grundlagenforschung	502
19.2.2. Gratifikation der Auslastung der Studienplätze	503
19.2.3. Initiativen zur Entwicklung von Spitzenforschung.....	504
19.2.4. Beiträge zur Gestaltung von regionalen ökonomischen Innovationsstrukturen	505
19.2.5. Beiträge zur Bewältigung allgemeiner gesellschaftlicher Herausforderungen in der Region.....	507
19.3. Fazit.....	509
20. Zwischen Forschung und Beratung. Die typischen Probleme beauftragter regionaler und lokaler Fallanalysen <i>(Daniel Hechler, Peer Pasternack)</i>	511
20.1. Problemstellung.....	511
20.2. Voraussetzungen	513
20.2.1. Funktionen beauftragter Fallanalysen.....	513
20.2.2. Konkurrierende Wissensformen	515
20.3. Organisatorisches	517
20.3.1. Ressourcenaspekte.....	517
20.3.2. Die Rolle der Auftraggeber	518
20.3.3. Informations- und Quellenlage	520
20.4. Umsetzung.....	521
20.4.1. Das Wissen der Hochschulorganisationsforschung	521
20.4.2. Analysewerkzeuge.....	523
20.4.3. Bewertungen und Empfehlungen.....	526
21. Was tun? Potenziale und Handlungsoptionen zur Kopplung von Hochschul- und Regionalentwicklung: Kommentierte Thesen <i>(Peer Pasternack)</i>	532
21.1. Lehre und Studium, Studierende und Absolventen	532
21.2. Forschung und Entwicklung.....	541
21.3. Sozialraumbezug	550
21.4. Kooperation, Kommunikation und Governance	553

Verzeichnis der Übersichten	561
Autorinnen & Autoren	565
HoF-Publikationen	567

Zentrale Ergebnisse

Einerseits demografische Schrumpfung, fragmentierte Entwicklungen der Regionen und die Verminderung finanzieller Spielräume, andererseits die beiden zentralen politischen Ziele „selbsttragende Entwicklung“ und „gleichwertige Lebensverhältnisse“: So lassen sich die zentralen Rahmenbedingungen der Regionalentwicklung in Ostdeutschland – als bald aber auch in anderen Regionen – beschreiben. Fragt man vor diesem Hintergrund nach den Entwicklungschancen dieser Regionen, so sind zwei zentrale Komponenten einzubeziehen: **wirtschaftliche Stabilität** und **soziale Stabilität**. Die wirtschaftliche Stabilität erfordert eine Steigerung des technisch-technologischen Innovationsgeschehens, und die gesellschaftliche Stabilität erfordert soziale Innovationen.

Dieser **weite Innovationsbegriff** verkürzt die Chancen der Regionalentwicklung nicht ökonomistisch allein auf Produkt- und Verfahrensinnovationen, sondern bezieht ausdrücklich auch soziale Innovationserfordernisse ein. Damit gelangen z.B. auch die möglichen Erträge und Folgen einer Verwissenschaftlichung der Gesellschaft einschließlich der damit einhergehenden kulturellen Prägungen in den Blick. In diesem Sinne sind auch alle Fächer angesprochen. Neben ökonomischen herrscht jedenfalls in den schrumpfenden Regionen auch kein Mangel an nichtökonomischen Herausforderungen. Anders als sonstige Akteure sind Hochschulen prädestiniert, die Entwicklungen nicht einfach geschehen zu lassen, sondern einen wissenschaftsgestützten strategischen Umgang damit zu entwickeln.

Soziale, wirtschaftliche und technische Innovationen werden wesentlich über wissenschaftsgesellschaftliche Entwicklungsfaktoren und in den demografisch schrumpfenden Regionen zudem über vornehmlich endogene Entwicklungspotenziale zu erschließen sein. Die regionalen Hochschulen sind die **institutionell stabilsten Agenturen** der Wissensgesellschaft. Durchaus auch, um ihre Ausstattungsbedürfnisse zu legitimieren, können sie verstärkt Leistungen erbringen, die regional wirksam gesellschaftliche Erwartungen bedienen. Die Erfüllung der sog. Third Mission ist dann am aussichtsreichsten, wenn die Hochschulen ihre Sitzregionen an die überregionalen Kontaktschleifen der Wissensproduktion und -distribution anschließen, um deren Resonanzfähigkeit für wissenschaftsbasierte Entwicklungen trotz demografischer Schrumpfung zu erhalten bzw. zu erzeugen.

Die gegebenen Herausforderungen von Hochschulen in schrumpfenden und entwicklungsdefizitären Regionen können einerseits dadurch zupackend bearbeitet werden, dass die Hochschulen sich Innovationsgewinne organisieren, indem sie gesamtdeutsch ohnehin anstehende Veränderungen besonders engagiert umsetzen. Andererseits müssen Aktivitäten entfaltet werden, die sich unmittelbar auf die Spezifik der eigenen Situation beziehen. Dann können die Hochschulen zu einem **zentralen Verödungshemmnis** in den demografisch herausgeforderten Regionen werden.

Dabei wirken die regionalen Kontexte zunächst auch für die Hochschulentwicklung einschränkend. Sie sind typischerweise durch eine vergleichsweise kleinteilige Wirtschaftsstruktur, weniger ausdifferenzierte Innovationsstrukturen und eine zugespitzt verlaufende demografische Entwicklung gekennzeichnet. Hinsichtlich der Grundvoraussetzungen hochschulischer Leistungsfähigkeit muss den ostdeutschen Hochschulen daher ein objektiver Wettbewerbsnachteil attestiert werden. Dennoch ist die den ostdeutschen Hochschulen nur vereinzelt attestierte Forschungsexzellenz nur zum Teil einem Mangel an Leistungsfähigkeit zuzuschreiben. Die ostdeutschen Hochschulen realisieren mit 15 Prozent des gesamtdeutschen wissenschaftlichen Hochschulpersonals 14 Prozent aller Drittmiteinnahmen. Die eigentliche Differenz zum Durchschnitt der westdeutschen Hochschulen besteht im Exzellenzbereich. Aus diesen Umständen indes lässt sich auch ein besonderer Anreiz für ostdeutsche Hochschulen ableiten, ihre Sitzregionen aktiv mitzugestalten. **Regionales Engagement** erscheint vor diesem Hintergrund **als Zukunftsinvestition** in die eigene hochschulische Leistungsfähigkeit.

Der vorrangige regionale Bezugspunkt von Hochschulen sind ihre Sitzorte. Diese sind ausnahmslos Städte, selbst dann, wenn sie in ländlich geprägten Regionen liegen. Seit der Bildungsexpansion stehen die Hochschulen zudem mehrheitlich in Städten, die keine Metropolen, häufig auch keine Großstädte sind. **Städtisch, aber nichtmetropolitan** ist damit für viele Hochschulen ein Charakteristikum ihrer Umweltbedingungen. Das heißt zugleich: Zentrale Voraussetzungen dafür, was die Wissensgesellschaft nach herkömmlicher Ansicht institutionell, infrastrukturell und kulturell ausmacht, sind dort häufig nicht gegeben. Stattdessen fungiert die jeweilige Hochschule stattdessen als meist wichtigster Großakteure der Wissensgesellschaft.

Hochschulen sind wesentlich deshalb in die Fläche gegründet worden, um regionale Effekte zu generieren – zunächst vor allem solche der Bildungsbeteiligung, dann auch darüber hinausgehende. Diese Effekte wiederum sind über die Jahrzehnte hin Gegenstand einer breiten Diskussion geworden. Die Breite der Debatte erweckt den Anschein einer gewissen Unübersichtlichkeit. Dem kann wirksam begegnet werden, wenn zwischen **Anwesenheits- und Aktivitätseffekten** der Hochschulen unterschieden wird. Dann erweist sich über die Jahrzehnte hin die Verschiebung von einem **passiven zu einem aktiven Hochschulregionalismus** als zentral.

Die Hochschulen werden bereits heute vielfältig regional wirksam, z.T. über die schlichten Anwesenheitseffekte, teils über die Profilierung und Ausweitung ihrer Aktivitäten in Lehre und Forschung, z.T. durch aktive Mitgestaltung ihrer Umfeldbedingungen. Damit werden auch Voraussetzungen dafür geschaffen, Herausforderungen, die neu entstehen, angemessen bearbeiten zu können. So wird infolge der demografischen Entwicklungen eine **heterogenere Studierendenschaft** als bisher in die Hochschulen strömen. Damit wird es für die Zukunft darum gehen, einen Zielkonflikt zu lösen: Einerseits ist die Öffnung der Hochschulen voranzutreiben und die zunehmende Heterogenität zu verarbeiten. Andererseits dürfen die Studienabbruchrisiken, die sich mit der steigenden studentischen Diversität erhöhen, nicht in ein Anwachsen der Studienabbruchzahlen münden.

In Ostdeutschland zeichnet sich ein **Fachkräftemangel** ab, gleichzeitig ist die Zahl der **ausländischen Studierenden** auf hohem Niveau. Hier können die Hochschulen durch die Verbesserung von Integrationsangeboten, von Informations- und Beratungsangeboten Willkommenssignale setzen, beim Übergang in das Berufsleben konkrete Unterstützung bieten und maßgeblich auf den Bleibewillen dieser Zielgruppe Einfluss nehmen. Ebenso spielt aber auch das gesellschaftspolitische Umfeld eine erhebliche Rolle. Diesem wiederum können Hochschulen durch ihre internationale Ausrichtung wichtige Impulse geben. Das Etablieren einer Willkommenskultur braucht eine Vernetzung mit anderen relevanten Akteuren in der Region und eine breite gesellschaftliche Basis.

Neben bereits laufenden Aktivitäten und neu entstehenden Herausforderungen lässt sich eine Reihe von hemmenden Umständen und **Risikofaktoren** identifizieren, die bislang verhindern, dass die Hochschulen aktiv an regionalen Problembearbeitungen mitwirken:

- Die Hochschulen und ihr Personal sind überbeansprucht, da die Einrichtungen strukturell unterfinanziert sind.
- Mit regionalem Engagement lässt sich regionale Reputation erwerben. Die wissenschaftliche Gemeinschaft belohnt jedoch nur überregionale Reputation.
- Organisationseigenheiten der Hochschulen stehen einem verstärkten regionalen Engagement entgegen. Insbesondere besteht eine nur geringe Durchgriffsfähigkeit von Leitungsebenen auf die Arbeitsebene.
- Regionale Engagements werden bislang unzulänglich finanziell gefördert. Wo solche Förderungen zu erlangen sind, ist dies in der Regel mit hohem bürokratischem Aufwand verbunden.
- Schließlich besteht eine Reformmüdigkeit an den Hochschulen, die aus einem reformerischen „Overkill durch Parallelaktionen“ (Ada Pellert) resultiert. Das schwächt die Aufnahmefähigkeit für neue Aufgaben.

Diese Probleme, die sich im Alltag des Hochschulhandelns auftun und der Übernahme zusätzlicher Aufgaben entgegenstehen, sollten nicht ignoriert, sondern prozessiert werden. Chancen, mit ihnen produktiv umzugehen, bieten sich mit systematisierter Strategieentwicklung und Aktivitätsprogrammierung.

Auch künftig werden die Hochschulen in den ostdeutschen Ländern finanziert werden – die Frage ist, in welchem Umfang. Dieser Umfang wird aller Voraussicht nach davon abhängen, wie weit sie zu plausibilisieren vermögen, dass auch Leistungen erbracht werden, die ihr Finanzier als refinanzierungsfähig ansehen kann. Diese **Refinanzierungsfähigkeit** des Teils der Hochschulfinanzierung, der über eine Grundausstattung hinausgeht, wird aller Voraussicht nach über deren direkte und indirekte Effekte innerhalb des jeweiligen Landes dargestellt werden müssen.

1. Veränderungen der hochschulischen Regionalbezüge im demografischen Wandel

Ausgangspunkte und Fragestellungen

Peer Pasternack

Einerseits demografische Schrumpfung, fragmentierte Entwicklungen der Regionen und die Verminderung finanzieller Spielräume, andererseits die beiden zentralen politischen Ziele „selbsttragende Entwicklung“ und „gleichwertige Lebensverhältnisse“: Vor diesem Hintergrund ist nach Optionen für die Regionalentwicklung – zunächst in Ostdeutschland, alsbald auch in anderen Regionen – zu fragen. Dabei werden vornehmlich endogene Entwicklungspotenziale zu erschließen sein. Die wirtschaftliche Stabilität erfordert eine Steigerung des technisch-technologischen Innovationsgeschehens, und gesellschaftliche Stabilität erfordert soziale Innovationen. Innovationen wiederum werden wesentlich über wissenschaftliche Entwicklungsfaktoren zu mobilisieren sein. Die regionalen Hochschulen sind die institutionell stabilsten Agenturen der Wissensgesellschaft. Um ihre Ausstattungsbedürfnisse zu legitimieren, können sie verstärkt Leistungen erbringen, die regional wirksam gesellschaftliche Erwartungen bedienen. Die Erfüllung dieser sog. Third Mission ist dann am aussichtsreichsten, wenn die Hochschulen ihre Sitzregionen an die überregionalen Kontaktschleifen der Wissensproduktion und -distribution anschließen, um deren Resonanzfähigkeit für wissensbasierte Entwicklungen trotz demografischer Schrumpfung zu erzeugen bzw. zu erhalten.

1.1. Problemlagen

1.1.1. Demografischer Wandel und Wissensgesellschaft

Demografischer Wandel passiert immer. Die Fertilität ändert sich entweder nach oben oder nach unten. Die Mortalität verschiebt sich seit langem nach hinten. Die Ströme der Mobilität – also Zu- und Abwanderung – folgen der je aktuellen Verteilung von Lebenschancen im Raum. Werden bestimmte, als kritisch bewertete Grenzen über- oder unterschritten, stellen sich Problemwahrnehmungen ein. In Deutschland sind diese Wahrnehmungen eine Folge der demografischen Schrumpfung. Diagnostiziert

werden unausgewogene Generationsmischungen, nämlich mehr Ältere als Jüngere. Reproduktionsraten unter 2,3 Kindern pro Elternpaar führen, wie sich jeder ausrechnen könne, über kurz oder lang zum Aussterben des Staatsvolkes. Viele Regionen gelten als zu dünn besiedelt. Der Teilausgleich von Schrumpfungsentwicklungen durch Zuwanderung geht einher mit Integrationsproblemen.

Mitunter wird versucht, die Folgen dieser Prozesse jenseits des grassierenden Demografie-Alarmismus zu formulieren. Der demografische Wandel müsse als Chance begriffen werden, heißt es dann (vgl. Mayer 2013). Daran ist zunächst und in jedem Falle eines richtig: Was ohnehin passiert, sollte man zumindest daraufhin prüfen, ob ihm auch Chancen innewohnen. Im übrigen sind die Entwicklungen durchaus auch ohne die verbreitete negative Konnotation – „Überalterung“, „entleerte Räume“ usw. – formulierbar: „Wir werden weniger, älter und bunter“, so lassen sich die bevölkerungsbezogenen Folgen gleichfalls zusammenfassen.

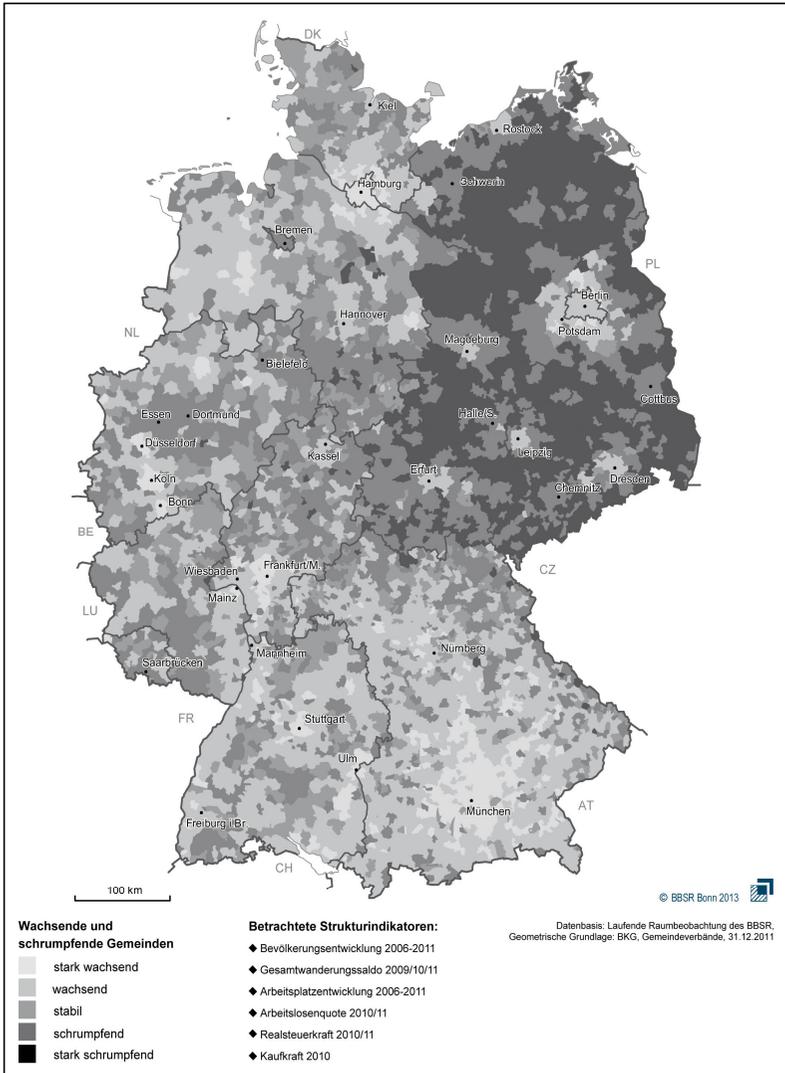
Raumbezogen indes werden wir vor allem fragmentierter. Die Prozesse verlaufen regional selektiv und mit unterschiedlicher Intensität. Daraus ergibt sich eine Polarisierung in demografische Schrumpfunggebiete einerseits und Wachstumszonen bzw. -inseln andererseits (Übersicht 1). Diese Bevölkerungsentwicklungen korrespondieren mit den jeweiligen wirtschaftlichen Situationen. In der Perspektive der Regionalentwicklung ergeben sich so Prosperitätszonen bzw. -inseln und Stagnations- bzw. Abschwungkorridore.

Dies zeigt sich prägnant in einer Raumbetrachtung, die auf wissenschaftliche Merkmale abstellt. „Wissensgesellschaft“ lautet eines der zentralen Schlagworte zur Beschreibung der Gegenwartsgesellschaft. Damit wird eine „Lebensform“ beschrieben, in der Wissen „zum Organisationsprinzip und zur Problemquelle“ der Gesellschaft wird (Stehr 2001: 10). Es muss an dieser Stelle nicht interessieren, inwieweit diese Beschreibung exklusiv ist, mit anderen Gesellschaftsbildern konkurriert oder aber diese ergänzt. Die Beschreibung repräsentiert jedenfalls eine bestimmte Perspektive, die auf Wissen als zentraler Voraussetzung der allgemeinen Wohlfahrt und gesellschaftlichen Entwicklung abstellt – und zwar auf wissenschaftliches statt traditionales oder religiöses Wissen.

Mit dieser Betrachtungs- und Entwicklungsperspektive verbinden sich sowohl Gestaltungshoffnungen als auch praktische Konzepte. Sie zielen meist auf Beiträge zum Wirtschaftswachstum und suchen insoweit Anschluss an herkömmliche Entwicklungspfade. In einer demografischen Schrumpfungssituation wird allerdings eine Frage zu stellen sein: In welcher genaueren Beziehung steht die Wissensgesellschaft zum wirt-

schaftlichen Wachstum einerseits und zur demografischen Entwicklung andererseits?

Übersicht 1: Wachsende und schrumpfende Gemeinden in Deutschland 2011



Quelle: BBSR Bonn 2013

Zunächst ist auffällig, dass Wissensgesellschaft typischerweise exklusiv mit Metropolen und verdichteten Räumen assoziiert wird. Ihre Beschreibungen und Konzeptionierungen schließen kleinere und Mittel-, aber auch kleinere Großstädte faktisch aus. Allerdings lebt in Deutschland weit mehr als die Hälfte der Wohnbevölkerung in ländlichen und in klein- bzw. mittelstädtisch geprägten Regionen. Dort sind zentrale Voraussetzungen dafür, was die Wissensgesellschaft institutionell und infrastrukturell ausmache, häufig nicht gegeben.

Es gibt in diesen Regionen eher kleine oder keine Hochschulen, folglich auch keine hohe Studierendendichte. Die hochschulinduzierte wissensintensive Dienstleistungsnachfrage ist gedämpft, ebenso das derartige Gründungsgeschehen. Außeruniversitäre Forschung wird eher durch ausstellungsvorbereitende Arbeiten des örtlichen Naturkundemuseums repräsentiert als durch Max-Planck-Institute. Verdichtungen von Hochtechnologieunternehmen kommen nur ausnahmsweise vor. Dementsprechend verhält es sich auch mit dem Konzentrationsgrad an FuE-intensiver oder anderweitiger Hochqualifikationsbeschäftigung. Die Informations- und Medienwirtschaft beschränkt sich vornehmlich auf lokale bzw. regionale Bedürfnisbefriedigung. Das kulturelle Leben wird durch ein traditional-bildungsbürgerliches Milieu dominiert statt durch innovationsgeneigte Avantgardisten.

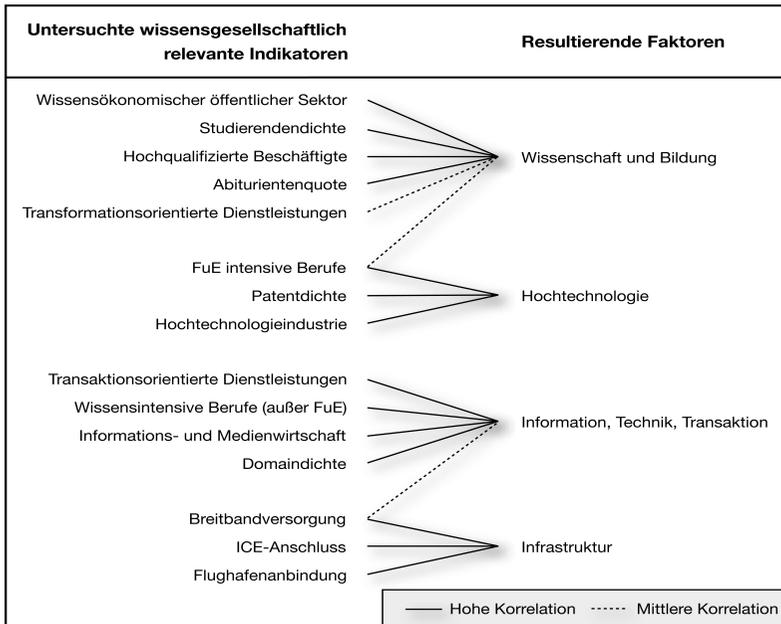
All dies verweist auf ein prioritäres wissensgesellschaftliches Gestaltungsproblem – das Zentrum-Peripherie-Verhältnis. Dabei stellt sich eine ganze Reihe von Fragen:

- Wie lassen sich geografische Randlagen in wissensgesellschaftliche Entwicklungen einbinden?
- In welcher Weise partizipieren periphere Orte an der rasanten Verbreiterung von Qualifikationserfordernissen, Bildungsbedürfnissen und Verwissenschaftlichungstendenzen?
- Ist die Entstehung weitgehend wissensfreier Zonen vorstellbar, gleichsam der Brachflächen der Wissensgesellschaft, beispielsweise deshalb, weil die schrumpfungsbedingte Einschränkung öffentlich vorgehaltener Infrastrukturen auch auf Bildungs- und Wissenschaftseinrichtungen ausgedehnt wird?
- Lässt sich eine wissensgesellschaftliche Minimalausstattung von Räumen definieren?
- Wie ist zu verhindern, dass es zum biografischen Makel gerät, außerhalb großstädtischer Milieus aufgewachsen, sozialisiert worden und zur Schule gegangen zu sein?

- Wie kann mit dem Steuerungsparadox umgegangen werden, dass Investitionen allein in Bildung in strukturschwachen und abwandlungsgeschwächten Räumen die Problemlage eher verschärfen statt sie zu entspannen, da für die dann besser Qualifizierten immer auch weiträumigere Arbeitsmärkte attraktiv werden? (Vgl. Matthiesen 2007: 21)

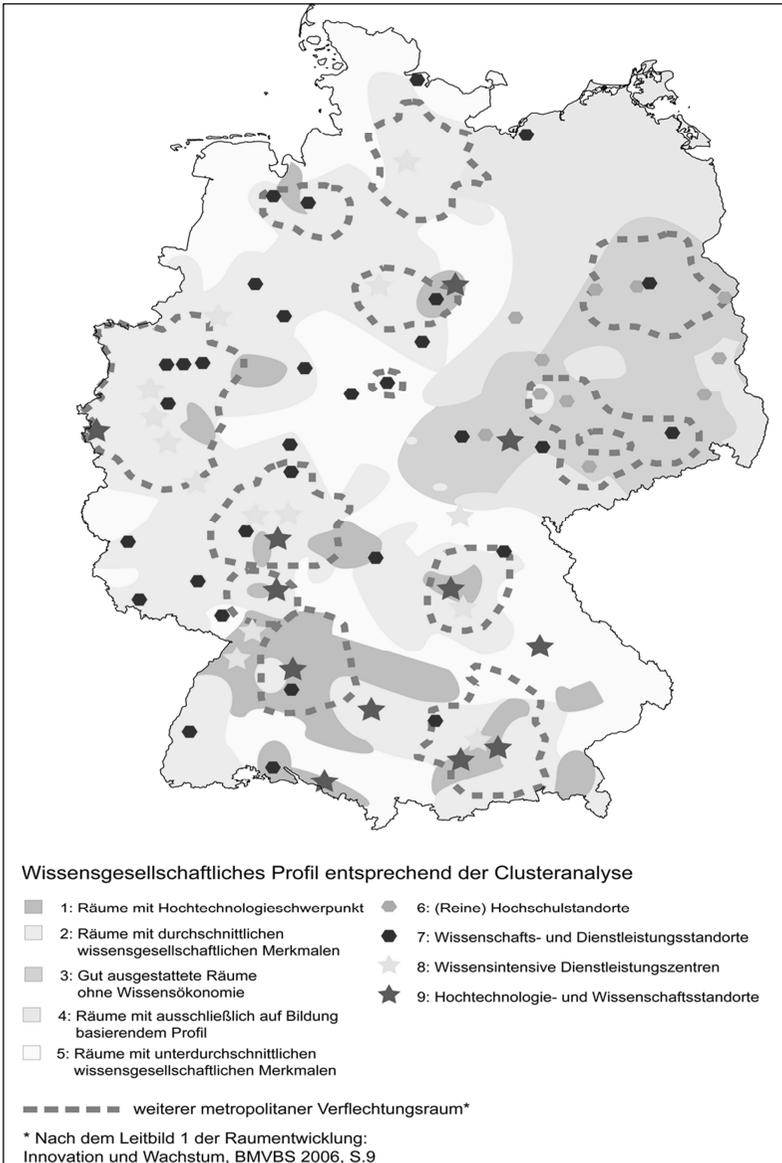
Die Raumdifferenzierung – Prosperitätszonen neben Stagnations- bzw. Abschwungkorridoren – ist nicht völlig neu, ihre Verschärfung durch die demografische Schrumpfung aber ist es dann doch. Sichtbar wird diese zunehmende Differenzierung bereits heute. Werden die Regionen Deutschlands hinsichtlich ihrer wissenschaftsgesellschaftlichen Raumcharakteristiken betrachtet, so ergibt eine Clusteranalyse gravierende Unterschiede. Kujath/Stein (2009: 373) identifizierten neun verschiedene wissenschaftsgesellschaftliche Raum- und Standorttypen (siehe Legende in Übersicht 3). Dazu gingen sie von mehrdimensionaler Determiniertheit der Wissensgesellschaft aus und legten 15 Indikatoren zu Grunde (Übersicht 2; vgl. Kujath et al. 2008).

Übersicht 2: Indikatoren der wissenschaftsgesellschaftlichen Raumcharakterisierung



Quelle: Kujath et al. (2008: 24)

Übersicht 3: Wissensgesellschaftliches Profil der Räume
in der Bundesrepublik



Quelle: Kujath et al. (2008: 25)

Auf Grund einer entsprechenden Datenauswertung und -gewichtung zeigt sich im Ergebnis (Übersicht 3):

- Die wissenschaftliche Raumdifferenzierung durchzieht das gesamte Bundesgebiet.
- Die stärksten Konzentrationen wissenschaftlich besonders gut aufgestellter Regionen und Standorte bestehen südlich der Mainlinie.
- Der deutlichste Kontrast aber besteht zwischen West- und Ostdeutschland: Die östlichen Bundesländern beherbergen überwiegend wissenschaftliches Brachland.

Damit erhebt sich eine Frage: Welche Zusammenhänge bestehen zwischen wissenschaftlich relevanten Raumausstattungen, der demografisch unterschiedlichen Charakteristik von Regionen und regionalen Zukunftschancen? Besonders deutlich stellt sich diese Frage, sobald die Situation in den ostdeutschen Siedlungsgebieten in den Blick genommen wird.

1.1.2. Ostdeutsche Entwicklungen

Dass die ostdeutschen Regionen in wissenschaftlicher Hinsicht weithin Notstandsgebieten gleichen, korrespondiert – trotz aller Aufholentwicklungen der letzten zwei Jahrzehnte – mit zentralen weiteren Merkmalen, die sie aufweisen:

- einseitig KMU-dominierte Wirtschaftsstruktur, d.h. nur wenige Großunternehmen, dadurch in nur geringem Umfang privatwirtschaftliche Forschungstätigkeit;
- Unterkapitalisierung der ansässigen Unternehmen;
- im Vergleich zu den westlichen Bundesländern schwache Innovationsstrukturen, nicht zuletzt dadurch ein Produktivitätsrückstand von 20 bis 25 Prozent gegenüber den westlichen Bundesländern;
- demografischer Wandel, geprägt von geringen Geburtenraten, Alterung, Abwanderung, unausgeglichener Geschlechterbilanz in Folge der Abwanderung vor allem junger Frauen, sich anbahnender Fachkräftelücke, Wohnungsleerstand, unterkritische Größen erreichende Dörfer;
- schließlich soziale Verwerfungen in Gestalt hoher Sozialtransferabhängigkeit und generationsübergreifender Verfestigung prekärer Sozialmilieus, Politik- und Institutionenskepsis, überdurchschnittlicher

Fremdenfeindlichkeit und Popularitätsstärke rechtsextremer Parteien oder Gruppierungen.

Als deutlich begrenzende Rahmenbedingung wird dabei insbesondere eine wirksam: die Entwicklung der finanziellen Rahmenbedingungen. Sie wird – z.T. spezifisch in Ostdeutschland, z.T. für die gesamte Bundesrepublik – in den nächsten Jahren durch eine Reihe kritischer Veränderungen gekennzeichnet sein. Deren voraussichtlich problematische Wirkungen werden dadurch zugespitzt, dass sie innerhalb eines kurzen Zeitfensters alle gemeinsam auftreten. Damit sind langsame Umstellungen faktisch ausgeschlossen:

1. Seit 2009 bereits verlaufen die Zuschüsse aus dem Solidarpakt degressiv; nach der derzeitigen Beschlusslage sollen sie bis 2020 auf Null abgeschmolzen werden. Dann werden die (vergleichsweise niedrigen) Steueraufkommen in den ostdeutschen Ländern ca. 80 Prozent der Landeshaushalte ausmachen.
2. Durch die relative makroökonomische Positionsverbesserung der ostdeutschen Länder in Folge der EU-Osterweiterung geht die Berechtigung zur Ziel-1-Förderung im Rahmen der Strukturförderung absehbar zu Ende, seit 2010 bereits für Leipzig, Halle und Südbrandenburg, mit der Neuprogrammierung 2013 voraussichtlich auch für die anderen Regionen. Die dann nötige 50-prozentige Gegenfinanzierung wird die weitere Durchführung europäisch unterstützter Investitionsvorhaben erheblich erschweren.
3. Abwanderung und demografischer Wandel bewirken sinkende Einwohnerzahlen und damit geringere Zuweisungen im Rahmen des (pro-kopf-bezogenen) Länderfinanzausgleichs.
4. Die im Vergleich zu Westdeutschland geringeren Löhne und höhere Arbeitslosigkeit erzeugen dauerhaft vergleichsweise geringere Einkommenssteuereinnahmen.
5. Die nach wie vor bestehenden Produktivitätsrückstände und dadurch geringere Wirtschaftsleistung bewirken auch bei anderen Steuern vergleichsweise niedrigere Einnahmen.
6. Sonderprogramme des Bundes im Wirtschafts- und Wissenschaftsbereich sind nicht auf Dauer zu stellen; so stehen insbesondere die Gemeinschaftsaufgabe zur Verbesserung der regionalen Wirtschaftsstruktur (GA) und die (gegenfinanzierungsfreie) Investitionszulage unter starkem politischem Druck, nicht verlängert zu werden.
7. Das 2009 verabschiedete Wachstumsbeschleunigungsgesetz mindert die Steuereinnahmen der Länder.

8. Zudem greift ab 2020 das strukturelle Verschuldungsverbot nach Art. 109 (3) GG.¹

All dies zusammengenommen muss von einer Nominalminderung der ostdeutschen Landeshaushalte von bis zu einem Fünftel und einer Real-minderung – d.h. unter Einbeziehung typischer Kostensteigerungen – um 20 bis 30 Prozent bis zum Jahre 2020 im Vergleich zu 2008 ausgegangen werden.²

Die demografischen und ein Teil der finanziellen Entwicklungen sind keine allein spezifisch ostdeutschen. Wie in anderen frühindustrialisier-ten Ländern, so wird auch in *ganz* Deutschland in den nächsten Jahrzehnten ‚Schrumpfung‘ zu gestalten sein. Lediglich die Zeitpunkte, zu denen sich der entsprechende Problemdruck als unabweisbar darstellt, werden regional unterschiedlich ausfallen. Der vergleichsweise frühe Zeitpunkt dieser Herausforderung und seine Verschärfung durch das Auslaufen von Finanztransfers und Sonderfinanzierungsmodalitäten erzeugen weniger eine ostdeutsche Sondersituation, sondern eher einen Problemvorsprung gegenüber Westdeutschland. Dieser kann durch aktive Gestaltung in einen Problemlösungsvorsprung überführt werden – wobei ein Teil der Probleme zwar nicht zum Verschwinden gebracht, doch immerhin in einen produktiven Bearbeitungsmodus überführt wird.

Mit dem Auslaufen der wesentlich transfergetriebenen Entwicklungen werden die ostdeutschen Regionen auf ihre endogenen Potenziale verwiesen sein. Ihre bislang bestehende Innovationsschwäche und der Produktivitätsrückstand verweisen darauf, dass dabei wesentlich wissens-gesellschaftliche Entwicklungsfaktoren zu mobilisieren sind. Das heißt zugleich: Es sind Antworten auf die Frage zu finden, wie sich (bislang) periphere Regionen in wissensgesellschaftliche Entwicklungen einbinden lassen. Dazu werden vor allem die regionalen Hochschulen in den Blick zu nehmen sein: Sie sind durch ihre überwiegend öffentliche Finanzierung die institutionell stabilsten Agenturen der Wissensgesellschaft.

¹ „Die Haushalte von Bund und Ländern sind grundsätzlich ohne Einnahmen aus Kredi-ten auszugleichen. Bund und Länder können Regelungen zur im Auf- und Ab-schwung symmetrischen Berücksichtigung der Auswirkungen einer von der Normal-lage abweichenden konjunkturellen Entwicklung sowie eine Ausnahmeregelung für Naturkatastrophen oder außergewöhnliche Notsituationen, die sich der Kontrolle des Staates entziehen und die staatliche Finanzlage erheblich beeinträchtigen, vorsehen. Für die Ausnahmeregelung ist eine entsprechende Tilgungsregelung vorzusehen. [...]“

² vgl. Ragnitz/Seitz (2007); Finanzministerium Sachsen-Anhalt (o.J. [2008]); Seitz (2006); Steinbrecher/Thater/Thum (2009)

1.1.3. Ostdeutsche Hochschulentwicklung

Die deutschen Hochschulen befinden sich seit Jahrzehnten in einem verfestigten Status struktureller Unterfinanzierung. Der demografische Wandel lässt erwarten, dass es hierbei für zahlreiche Hochschulen zu weiteren Verschärfungen kommen wird. Bisher werden die Hochschulen primär über bildungsbezogene Kennzahlen im Haushalt gesteuert. Das zentrale Kriterium für die Landeszuweisungen ist der Umfang der Studienkapazitäten. Diesbezüglich aber sind fragmentierte Entwicklungen zu erwarten: Hochschulen an attraktiven Standorten – vor allem Großstädten – werden voraussichtlich keine oder wenig Probleme haben, ihre Studienkapazitätsauslastung zu organisieren. Dagegen können für Hochschulen in peripheren Regionen Auslastungsprobleme eintreten.

In den demografisch herausgeforderten Regionen Ostdeutschlands reduzieren sich die Geburtenjahrgänge seit 1990 bis 2020 auf etwa die Hälfte der Ursprungsgröße. Entsprechend kleiner sind dann auch die Altersjahrgänge derjenigen, die das typische Studienaufnahmealter erreichen. KMK und CHE haben dennoch vergleichsweise optimistische Studienanfängerprognosen vorgelegt (KMK 2012; CHE 2012; CHE Consult 2013). Es sind jedoch regional und fachlich selektive Entwicklungen zu erwarten. Ein Rückgang an einzelnen Standorten bzw. in einzelnen Fächern könnte mehr als die aktuelle Überlast beseitigen, die derzeit in zahlreichen Studiengängen besteht.

Zudem können die Prognosen aus methodischen Gründen zentrale Risiken nicht abbilden. Deren wichtigste sind: eine wieder zurückgehende West-Ost-Wanderung, sobald sich die Studienkapazitätsverfügbarkeit in westdeutschen Regionen etwas entspannt, d.h. die aktuellen Überlaufeffekte von West nach Ost schmelzen dann ab; die Auswirkungen der verschärften Konkurrenz zwischen dem berufsbildenden Sektor und der Hochschulbildung; schließlich regional fragmentierte Entwicklungen, da die Prognosen auf Länderebene aggregiert sind.

In den 1990er Jahren waren die Hochschulsysteme der östlichen Bundesländer unter sehr optimistischen Wachstumserwartungen aufgebaut worden. Seit einigen Jahren hat indes die demografisch bedingte Reduzierung der Studienanfänger-Jahrgänge eingesetzt, die gegenwärtig durch erhöhte Studierneigung und Überlaufeffekte aus den westdeutschen Ländern kompensiert werden kann. Letztere werden jedoch voraussichtlich wieder abnehmen. Dass die Hochschulen dann noch ihre Ausstattungsbedürfnisse allein bildungsbezogen legitimieren können, erscheint sehr fraglich.

1.2. Politische Ziele für Ostdeutschland und Zieloperationalisierung

Zwei politische Ziele sind für die Regionen Ostdeutschlands als zentral definiert worden: (a) selbsttragende Entwicklungen ab Auslaufen des Solidarpakts II, d.h. nach dem Jahr 2020, und (b) die Schaffung gleichwertiger Lebensverhältnisse in West und Ost.³

1.2.1. *Selbsttragende Entwicklungen: wirtschaftliche und soziale Stabilität*

Um dem Erreichen selbsttragender Entwicklungen im Angesicht der absehbaren ostdeutschen Landeshaushaltsentwicklungen näher zu kommen, sind bestimmte Voraussetzungen zu schaffen:

- Einerseits ist wirtschaftliche Stabilität in den ostdeutschen Ländern eine Grundbedingung, um die Einnahmensituation der öffentlichen Haushalte zu verbessern.
- Andererseits bedarf es gesellschaftlicher Stabilität, um die öffentlichen Ausgaben für nachsorgende Problembearbeitungen zu begrenzen.

Wirtschaftliche Stabilität wiederum erfordert eine Steigerung des technisch-technologischen Innovationsgeschehens, insbesondere um qualitativ bestimmtes Wachstum realisieren zu können. Gesellschaftliche Stabilität erfordert soziale Innovationen, um vorbeugende Problemvermeidung statt nachsorgender Problembearbeitung zu bewerkstelligen. Vor dem doppelten Hintergrund des demografischen Wandels und der ostdeutschen Landeshaushaltsentwicklungen ist dabei von drei zentralen Annahmen auszugehen:

1. Sowohl für wirtschaftliche als auch außerökonomische Entwicklungen werden mit dem absehbaren Ende der hohen Finanztransfers in die öffentlichen Haushalte der ostdeutschen Länder vornehmlich *endogene Entwicklungspotenziale* zu erschließen sein.
2. Die Wohlstandsentwicklung wird unmittelbar mit dem Grad an selbsttragender Entwicklung korrelieren, der unter Mobilisierung en-

³ Vgl. Artikel 72 Absatz 2 GG, der dem Bund ein Gesetzgebungsrecht zuweist, „wenn und soweit die Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse im Bundesgebiet oder die Wahrung der Rechts- oder Wirtschaftseinheit im gesamtstaatlichen Interesse eine bundesgesetzliche Regelung erforderlich macht“.

dogener Entwicklungs-, insbesondere *Innovationspotenziale* realisiert wird.

3. Zu den endogenen Innovationspotenzialen gehören als zentrale Schaltstelle der Regionalentwicklung die *Hochschulen*, und ebenso sind die Hochschulen die Orte, an denen weitere endogene Innovationspotenziale erzeugt werden.

1.2.2. *Gleichwertige Lebensverhältnisse: Lebensqualität*

Zugleich muss das politische Ziel „gleichwertige Lebensverhältnisse“ angemessen operationalisiert werden. Zu vermeiden sind dabei unrealistische Erwartungen, die von vornherein eine politische Zielverfehlung programmieren würden.⁴ Bislang orientiert sich der Vergleich zwischen west- und ostdeutschen Lebensverhältnissen an formalen Parametern wie individuellen bzw. Familieneinkommen, Beschäftigungsquoten oder kommunalen Finanzausstattungen. Diese Perspektive stellt auf Messbares ab, verfehlt aber u.U. das, was mit Einkommen, Beschäftigung und kommunaler Leistungsfähigkeit erreicht werden soll: Lebensqualität.

Die üblichen Kriterien, die quantitatives Wachstum indizieren – Produktivitätszuwächse, Wirtschaftswachstum, Einkommenserhöhungen, Bildungsexpansion usw. –, bilden keine Selbstzwecke ab, auch wenn dies im „Zeitalter der Kalkulation“ (Muller 1999: 195) so scheinen mag. Vielmehr sind sie metrische Hilfskonstruktionen, mit denen versucht wird, in den Blick zu bekommen, worum es eigentlich geht: Lebenschancen und Lebenszufriedenheit, d.h. Lebensqualität zu sichern und entwickeln. Dies korrespondiert zwar durchaus mit dem, was die quantitativen Parameter abbilden, geht darin aber nicht auf.

Die Betrachtung wäre daher um inhaltliche Kriterien zu ergänzen. Mit der Nutzung einer Lebensqualitäts-Perspektive kann vermieden werden, dass einzelne Indikatoren mehr oder weniger willkürlich herausgegriffen werden, um mit derart sichtbar werdenden regionalen Ausstat-

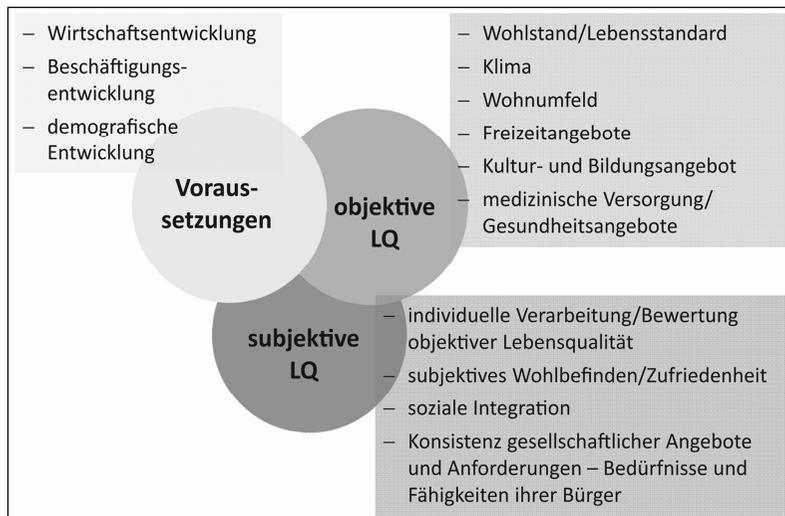
⁴ Vgl. z.B. Ministerkonferenz für Raumordnung (2009: 11): Es „stellt sich ... die Frage nach einer präzisen Definition eines Mindestmaßes an Leistungen der Daseinsvorsorge, die auch in den am dünnsten besiedelten Regionen zukünftig zur Verfügung stehen sollen. [...] Einvernehmen besteht insoweit, dass die Setzung von räumlichen Mindeststandards sich auf die für die Sicherung der Daseinsvorsorge unbedingt notwendigen Standards beschränken muss, also nur wohl abgewogene und bedarfsadäquat gestaltete Standards festgesetzt werden sollten. Offen ist jedoch die Frage, was im Falle der Unter- oder Überschreitung der Mindeststandards geschieht.“

tungs- oder Entwicklungsungleichheiten nicht gleichwertige Lebensverhältnisse zu belegen.

Lebensqualität entsteht grundsätzlich aus dem Zusammenspiel vielfältiger Aspekte, die nur in ihrer Gesamtwürdigung einen Vergleich mit anderen (z.B. westdeutschen) Regionen ermöglichen. Zu unterscheiden sind dabei

- die *objektive Lebensqualität*, ausgedrückt in statistisch messbaren Indikatoren für Lebensbedingungen – Klima, Wohnumfeld, Lebensstandard, Beschäftigung, Freizeitangebote, Kultur- und Bildungsangebot, medizinische Versorgung und Gesundheitsangebote – sowie
- die *subjektive Lebensqualität* – entstehend durch die individuelle Verarbeitung und Bewertung der objektiven Lebensqualität und beeinflusst durch Faktoren wie soziale Bindungen, Möglichkeiten politischer Mitsprache, Zukunftsbewertung oder überindividuelle Aspekte wie Freiheit, Solidarität, soziale und intergenerationale Gerechtigkeit.⁵ (Übersicht 4)

Übersicht 4: Dimensionen der Lebensqualität



⁵ vgl. Korczak (1995); Noll (2000); Ebbinghaus et al. (2007); Jochimsen (2012), Hirata (2012); vgl. auch Raffelhüschen/Schöppner (2012), die mit dem Begriff der Lebenszufriedenheit operieren

Zentrale Fragen, die sich in dieser Perspektive stellen, sind dann: Wie entwickelt sich Lebensqualität in Schrumpfungsprozessen? Wie wird Lebensqualitätsentwicklung durch Schrumpfungsprozesse beeinflusst? Welche Möglichkeiten gibt es, um Lebensqualität trotz schrumpfungsbedingter Begrenzungen zu sichern und zu steigern?

1.2.3. Selbsttragende Entwicklungen und gleichwertige Lebensverhältnisse: qualitativ bestimmtes Wachstum

Wird eine Perspektive auf die tatsächliche – objektiv wie subjektiv bestimmte – Lebensqualität zugrundegelegt, dann kann auch in den Blick geraten, inwieweit das herkömmliche Wachstumsparadigma der ostdeutschen Situation gerecht wird. Grundsätzlich unterstellen Modernisierungstheorien für eine gelingende Entwicklung der Gesellschaft, dass die meisten gesellschaftlichen Teilbereiche wachsen: Wirtschaftswachstum, Konsumzunahme, Bildungsexpansion, Steigerung sozialer Teilhabe usw. Angesichts dieses dominierenden Wachstumsparadigmas ist die Frage, was in und mit einer modernen Gesellschaft geschieht, wenn die Bevölkerung schrumpft, bislang ein theoretisches Desiderat.

In Ostdeutschland ist durch das Zusammentreffen der Krise des herkömmlichen Wachstumsmodells und des demografischen Wandels gleichsam ‚vor der Zeit‘ ein Sozial- und Wirtschaftsmodell zu gestalten, das sich vom traditionellen Wachstumskapitalismus unterscheidet und mit Zeitversetzung ebenfalls in den westdeutschen Regionen als Herausforderung stehen wird. Der zentrale Unterschied zwischen Ost und West besteht hier eher darin, dass die traditionellen industriellen Wirtschaftsstrukturen, die das herkömmliche Wachstumsmodell tragen, in den ostdeutschen Ländern zum großen Teil bereits nicht mehr bestehen.

Die ostdeutschen Probleme können insofern, wie schon erwähnt, positiv umgedeutet werden: indem sie als Chance begriffen werden, aus dem Problemvorsprung einen Problemlösungsvorsprung zu generieren. Insofern die demografische Schrumpfung Mitverursacher der Krise des naturverbrauchenden Wachstumsmodells ist, erzeugt sie zugleich nicht nur Probleme, sondern auch einen Problemlösungsdruck, dem sich durchaus Erfreuliches abgewinnen lässt:

„Nennenswertes Wirtschaftswachstum in früh industrialisierten Nationen, deren Konsum längst gesättigt ist und die ihren demographischen Höhepunkt hinter sich haben, ist kaum noch vorstellbar. Wir brauchen daher schleunigst Wege für ein Wohlergehen der Gesellschaft ohne Wachstum. [...] die stark vom demographischen Wandel betroffen[en]

... Zonen haben ironischerweise ein hohes Innovationspotenzial, weil eine Erholung über klassische Entwicklungsprojekte ausgeschlossen ist. Sie müssen deutlich machen, dass sie bereit sind, ihre eigenen Belange in die Hand zu nehmen und zukunftsweisende Konzepte in den Bereichen Energieversorgung, Schule, Landbau und kleine Kreisläufe, Mobilität oder Gesundheitsversorgung vorzulegen.“ (Klingholz 2009; vgl. auch Berlin-Institut 2009)

Ein Wirtschafts- und Sozialmodell, das sich vom traditionellen Wachstumskapitalismus unterscheidet, wird gekennzeichnet sein durch das Ende der Dominanz industrieller Massenfertigung von Serien identischer Produkte und, damit einhergehend, durch das Ende der Dominanz „kolonnenhaft“ organisierter Erwerbsarbeit (Miegel 1997). Es wird sich stattdessen auszeichnen durch fragmentierte Entwicklungen, durch neue Produktionsmodelle, die wiederum bestimmt sind von wirtschaftlichen Erfolgsfaktoren wie flexibler Spezialisierung und differenzierter Qualitätsproduktion (Behr/Schmidt 2005; IWH 2004), durch neue biografische Zeitdisponibilitäten und daraus folgend veränderte Lebensverlaufesregimes (Busch/Land 2006: 13-16).

Eine Alternative zum herkömmlichen Wachstumsmodell stellt die Orientierung auf qualitatives Wachstum dar. Dieses umfasst nichtökonomische und ökonomische Aspekte. Es zielt auf die Verbesserung der Lebensqualität, die Schonung der Umwelt und eine (vor allem im globalen Maßstab) gerechte Einkommensverteilung. Dies könne sich am Begriff der Suffizienz orientieren, d.h. einem Haushalten mit den Ressourcen, indem Bedürfnisse befriedigt werden, ohne das Bedürfnisniveau stetig anzuheben (Linz 2006; 2012).

Mittel zu diesen Zwecken sind ressourcenschonende Produktion und Dienstleistungen, die durch wissensgetriebene Qualitätsverbesserung die Wertschöpfung bei sinkenden Stoffumsätzen steigern und langlebige Qualitätswaren mit garantiertem Service hervorbringen. Voraussetzung ist eine Änderung des Innovationsregimes, das primär auf Ressourceneffizienz auszurichten ist. Dies wiederum setzt eine deutliche Steigerung immaterieller Investitionen voraus: in das Bildungssystem, da eine durchschnittliche Anhebung des Qualifikationsniveaus der Bevölkerung benötigt wird; in Grundlagenforschung, da Innovationen auf Inventionen aufbauen; in FuE, da Inventionen in Innovationen überführt werden müssen. (Vgl. Frank/Höfer 2011, Haskel 2011)

Ebenso erfordert qualitatives Wachstum, insofern es auf Lebensqualitätsverbesserungen zielt, soziale Innovationen. Das betrifft etwa die Veränderung des Arbeitsregimes durch Teilung der Arbeit mit Verringerung der Arbeitszeiten, solidarischem Austausch bei leicht gemindertem Ein-

kommen und dadurch mehr Zeit und Möglichkeiten, andere Formen der Teilhabe zu erfahren und zu gestalten (Linz 2006: 25f.). Es betrifft soziale und kulturelle Dienstleistungen, von Altenpflege und ehrenamtlichem Engagement in der Bildungsarbeit für Kinder über soziale Innovationen, die neue Lebenspraktiken, Organisationsformen, Regulierungen und Lebensstile erzeugen oder bedienen, welche auf Grund bestehender Unzufriedenheiten und Probleme hinsichtlich bestehender Praktiken von Sozialunternehmern entwickelt werden (Christmann/Balgar 2012: 4), bis hin zur Stärkung von Demokratie und Zivilgesellschaft durch intensivierete Teilhabemöglichkeiten.

Wesentliche Voraussetzungen qualitativer Wachstumsprozesse sind Bildung, Forschung und der Wissenstransfer in Anwendungskontexte. Als Träger dessen wirken in entscheidendem Maße die Hochschulen. Sie schaffen ebenso Voraussetzungen für den Bereich der High-Performance-Innovationen, wie sie dort auch selbst aktive Beiträge leisten. Ihre weit überwiegend öffentliche Finanzierung macht sie zugleich zu den institutionell stabilsten Agenturen solcher Innovationsorientierung.

1.3. Die Rolle der Hochschulen

Die Auswirkungen der demografischen und finanziellen Rahmenbedingungen werden vornehmlich regional wirksam. Die Regionen haben ein Interesse an selbsttragender Entwicklung. Die in den Regionen ansässigen Hochschulen sind einerseits ebenfalls von den Auswirkungen des demografischen Wandels betroffen, andererseits haben sie ein Interesse an organisationaler Stabilität. Beides lässt sich zusammenführen.

1.3.1. Hochschulen als Objekte und Subjekte des demografischen Wandels

Im demografischen Wandel nehmen die Hochschulen zweierlei Rollen ein, eine passive und eine aktive. Sie sind einerseits Objekte des demografischen Wandels, das heißt: Sie sind objektiv von Umfeldentwicklungen betroffen, die sie nicht beeinflussen können, beispielsweise reduzierte Studienanfängerjahrgänge oder durch rückläufige Studienanfängerzahlen induzierte Ausstattungseinbußen. Andererseits jedoch sind die Hochschulen auch Subjekte des demografischen Wandels, das heißt: potenziell gestaltende Akteure, die einen strategischen Umgang mit dessen Folgen entwickeln können.

Im Blick auf ihre *objektive Betroffenheit* stellen sich folgende Fragen:

- In welcher Weise sind Hochschulen als Agenturen der Verteilung des Wissens im Raum von der raumbezogenen ‚Schrumpfung‘ tangiert?
- Welche Einflüsse auf ihre Qualität hat die Verortung einer Hochschule im Zentrum oder in der Peripherie?
- Ist mit einer Differenzierung der Hochschulen in solche innerhalb eines global interagierenden Metropolennetzes und solchen außerhalb dieses Netzes zu rechnen, und welche funktionsbezogenen Konsequenzen hätte dies gegebenenfalls?
- Welche Herausforderungen ergeben sich aus der veränderten sozialen Zusammensetzung der nachwachsenden Generationen für das Hochschulsystem?
- Wird es ggf. ausgerechnet der vielgescholtene deutsche Hochschulföderalismus sein, der dafür sorgt, dass es zu keinen wissenschaftsfreien Siedlungszonen kommt, da föderalistische Strukturen leistungsfähiger sind, um regionale Versorgung auch außerhalb von Verdichtungsräumen zu gewährleisten?
- Oder aber: Wird das seit der westdeutschen Hochschulexpansion gültige Paradigma der Versorgung mit Hochschulangeboten in der Fläche schon allein deshalb aufzugeben sein, weil sich die prokopfbezogenen Kosten jeglicher Infrastrukturen und die Siedlungsdichte umgekehrt proportional zueinander verhalten?

Im Blick auf die Hochschulen als *Subjekte* einer produktiven Gestaltung des demografischen Wandels drängen sich folgende Fragen auf:

- In welcher Weise können Hochschulen als Agenturen der Verteilung wissenschaftlichen Wissens im Raum zur produktiven Bearbeitung der demografisch bedingten Schrumpfungsprozesse beitragen?
- Was sind ihre qualitativen Wirkungen in der jeweiligen Sitzregion, und was können darüber hinausgehende qualitative Wirkungen im Schrumpfungskontext sein?
- Welche Prägungen der Raumstruktur sind durch Hochschulen leistbar, etwa als regionale Infrastruktur? Welche Leistungen können und müssen Hochschulen zur Stabilisierung von Räumen unter Schrumpfungsbedingungen erbringen, und welche Veränderungen ihrer Leistungsstruktur erfordert dies gegebenenfalls?
- Welche kulturellen, sozialen und ökonomischen Wirkungen sind von Hochschulen zu erwarten, und wie werden diese Erwartungen erfüllt?

- Werden die Hochschulen dereinst in bestimmten Regionen die alleinigen Träger einer Kultur der Neugierde, Forschung und Innovation in ansonsten kulturell entkernten Räumen sein?
- Welche (je nach Standort unterschiedlichen) Aufgaben ergeben sich für Hochschulen aus einer etwaigen dauerhaften Differenzierung des Raumes in Prosperitätsinseln und Abschwungkorridore?
- Auf welche Weise tragen Hochschulen dazu bei, dass mit ihren Absolventen ein Großteil der lokalen Jugend für den überregionalen Arbeitsmarkt mobilisiert wird und damit der demografische Wandel in peripheren Regionen beschleunigt wird?
- Stehen die Hochschulen vor der Aufgabe, sich zu den zentralen Inkubatoren regionaler Mode-II-Strukturen der Wissensproduktion zu entwickeln, da sie als einzige Akteure in der Lage sind, ihre jeweilige Region an überregionale Wissenskreisläufe anzudocken?⁶
- Wie kann es gelingen, zur Sicherung des Fachkräftebedarfs die weitgehend hochschulbildungsferne Bevölkerungsgruppe der schwächer qualifizierten Einkommensschwachen für Hochschulbesuche ihrer Kinder zu motivieren (und letztere entsprechend zu qualifizieren)?
- Wie entwickelt sich die Konkurrenz von Hochschule und Ausbildungsberufen, und entziehen erstere bei Ausweitung ihres Rekrutierungskreises letzteren die Basis?
- Wie können sich Hochschulen unter Schrumpfungsbedingungen so im Raum positionieren, dass sie überlebensrelevante Stabilität gewinnen?
- Werden sich die in Mittelstädten angesiedelten Hochschulen als Retter der Innenstädte positionieren und entwickeln müssen?

⁶ Mit dem Mode-II-Konzept werden Veränderungen der Wissensproduktion und –nutzung beschrieben, als deren wesentliche Elemente benannt bzw. vorhergesagt werden: (a) Wissensproduktion vollziehe sich primär im Kontext der Anwendung – woraus sich Reflexivität und gesellschaftliche Verantwortlichkeit ergäben, d.h. eine Produktion sozial robusten Wissens, da die Wissenschaft die gesellschaftliche Wirkung ihrer Erkenntnisse unmittelbar berücksichtigen müsse. Ebenso ergebe sich ein verstärkter Einfluss außerwissenschaftlicher Relevanzentscheidungen auf die Orientierung, Validierung und Fortsetzung von Forschungen. (b) Organisatorisch verliere sich die Beschränkung auf Universitäten und/oder herkömmliche Disziplinstrukturen. Statt dessen komme es zu einer Vervielfältigung der an der Wissensproduktion beteiligten Institutionstypen; hier wiederum nähmen flexible und zeitlich begrenzte Organisationen und fluide Netzwerke eine besondere Rolle ein. Transdisziplinarität werde kennzeichnend bei gleichzeitigem Verlust der orientierenden und kontrollierenden Rolle der Einzeldisziplinen. (Gibbons et al. 1994; Nowotny et. al. 2001)

- Welche Konsequenzen hat es dabei, dass sich der Hochschulsektor in Teilen ortlos organisieren wird – durch Virtualisierung von Lehrangeboten, die je nachfrageabhängige Eröffnung und Schließung von Dependancen, verbunden damit, dass faktisch ortlose Hochschulen weder willens noch in der Lage sein werden, regionale Integrationsleistungen zu erbringen?

1.3.2. *Verstärkte Teilhabechancen durch Hochschulbildung: Studienkapazitätsauslastung und Heterogenität*

Eine zentrale Idee der Moderne ist die Erzeugung gesellschaftlicher Teilhabechancen durch Bildung. Dabei verbinden sich bildungsemanzipatorische Ideen der Aufklärung mit wirtschaftlichen Bedürfnissen nach verstetigter Fachkräfteversorgung. Zugleich wird, da in jeder Gesellschaft die Ressourcen begrenzt sind, nirgends eine Maximalversorgung mit Bildung realisiert. Dadurch bleibt ein Teil der individuellen Potenziale immer auch unausgeschöpft. In welchem Maße einerseits diese Nichtauserschöpfung gesellschaftlich toleriert wird und andererseits bildungsinduzierte Teilhabechancen eröffnet werden, unterliegt einem fortwährenden gesellschaftlichen Aushandlungsprozess. Dafür liefert der demografische Wandel Argumente, welche einer intensivierten Bildungsbeteiligung zu arbeiten.

Unter Bedingungen schrumpfender Altersjahrgänge der Nachwachsenen ist es nicht nur normativ wünschenswert, dass jeder Mensch größtmögliche (Bildungs-)Chancen erhält, aus seinem Leben etwas machen zu können. Vielmehr ist dies auch funktional notwendig: Den weniger vorhandenen Menschen – darunter insbesondere den Nachwachsenen – müssen mehr bildungsinduzierte Teilhabechancen eröffnet werden, wenn die allgemeine Wohlfahrt gesichert werden soll. Je weniger Menschen es gibt, desto weniger kann es sich eine Gesellschaft leisten, auf individuelle Beiträge der Einzelnen zur allgemeinen Entwicklung zu verzichten. Dies läuft auf die Notwendigkeit hinaus, generell das durchschnittliche gesellschaftliche Bildungs- und Qualifikationsniveau anzuheben. Wo weniger Menschen nachwachsen, müssen diese umso stärker ertüchtigt werden, damit die benötigten Qualifikationen gesellschaftlich auch weiterhin hinreichend zur Verfügung stehen.

Für die Hochschulen bedeutet das: Sie werden zum einen in zunehmendem Maße Strategien entwickeln müssen, um die Zahl der Studierenden bspw. über die Anwerbung neuer Studierendengruppen auf einem gesellschaftlich akzeptierten Niveau halten zu können. Dafür wird es nö-

tig sein, eine differenzierte Struktur der Hochschulbildungsangebote zu sichern und ihre unterkritische Dichte in der Fläche zu vermeiden.

Zum anderen werden in qualitativer Hinsicht Ansätze benötigt, um einer erwartbaren stärkeren Heterogenität der Studierenden produktiv zu begegnen. Reduzierte Studienanfängerjahrgänge und gleichzeitig erheblicher Fachkräftebedarf erzwingen es, dass auch solche jungen Menschen an ein Hochschulstudium herangeführt werden, die für ihre individuelle Qualifizierung bisher eher nichtakademische Optionen präferiert hätten. Die damit notwendig zunehmende Heterogenität betrifft nicht allein die differenzierten kognitiven Anfangsausstattungen der Studierenden, sondern auch unterschiedliche (berufs)biografische Erfahrungshintergründe, kulturelle Herkünfte (sozial oder/und ethnisch), Lebensalter sowie Erwartungen und Intentionen, die sich mit einem Hochschulstudium verbinden.

Dafür sind zunächst Rahmenbedingungen nötig, die zur Öffnung der Hochschulen für nichttraditionelle Studierendengruppen beitragen und die Nutzung der Diversity-Potenziale ermöglichen. Das betrifft entsprechende Strukturen etwa in der Kinderbetreuung in Randzeiten oder angepasste und flexible Studienangebote, die Teilzeitstudieren und unterschiedliche Studiengeschwindigkeiten ermöglichen. Desweiteren bedarf es spezifischer, nämlich heterogenitätssensibler Fertigkeiten der Lehrenden. Hierfür stellt die seit Jahren intensivierete Debatte um die Steigerung der Qualität der Lehre mannigfache Anregungen bereit.

1.3.3. *Third Mission: regionale Entwicklungsbeiträge*

Hochschulen in nichtmetropolitanen Räumen werden, sobald sie ihre Studienkapazitäten nicht mehr komplett auslasten können, ihre Ausstattungsbedürfnisse *allein* bildungsbezogen nicht mehr rechtfertigen können. Sie werden also mit einem Legitimationsproblem konfrontiert sein. Auf dieses müssen die Hochschulen reagieren. Hierfür sind Leistungen einerseits zu erbringen, andererseits plausibel darzustellen, die (a) gesellschaftliche Erwartungen bedienen, um mit Überzeugungskraft an einer etwaigen ‚demografischen Rendite‘ teilhaben zu können, und (b) mit den herkömmlichen Kernaufgaben von Hochschulen – Forschung & Lehre – gekoppelt sind, um angemessen ausgefüllt werden zu können.

Das trifft auf gesellschaftliche Erwartungen, die über die herkömmliche Leistungserfüllung der Hochschulen hinausreichen. Diese richten sich an die Hochschulen in zweierlei Hinsicht: zum einen aktivere Kom-

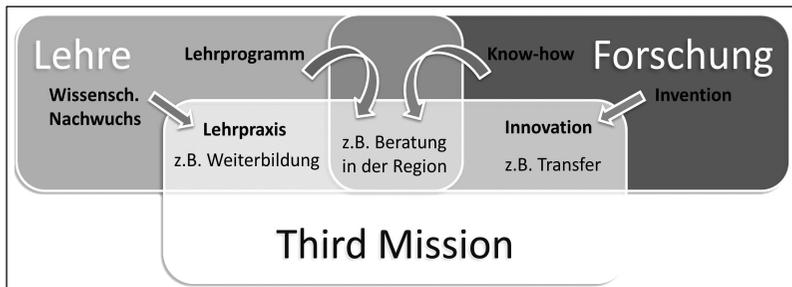
munikation mit der Gesellschaft über Zukunftsfragen (*public understanding of science*), zum anderen ein stärkeres regionales Wirksamwerden.

Für diese sich wandelnden Ansprüche an und neuen Aufgabenfelder für die Hochschulen hat sich in der Debatte der Begriff „Third Mission“ durchgesetzt. Darunter werden hier räumlich unspezifische (z.B. Weiterbildungsangebote) und regional gebundene (z.B. Kooperationen mit der regionalen Wirtschaft oder sozialraumbezogene) Aktivitäten verstanden, die über die herkömmlichen Aufgaben in Forschung & Lehre hinausgehen.

So können geeignete Maßnahmen innerhalb der Third Mission z.B. Beiträge zur Sicherstellung der wissenschaftsgesellschaftlichen Resonanzfähigkeit der jeweiligen Sitzregion leisten. Dies geschieht etwa durch die Hebung des durchschnittlichen Bildungsniveaus und verstärkte Sozialkapitalbildung der ansässigen Bevölkerung, den Wissenstransfer durch Absolventinnen und Absolventen in die Region, Patentierungsaktivitäten, Kontrakte mit Industrie und öffentlichen Aufgabenträgern, die Förderung und Sicherung kreativ-innovationsgeneigter Milieus, Ausgründungen, nicht zuletzt die Anregung von Existenzgründungen (auch) im sozial- und geisteswissenschaftlichen Bereich, Partizipation am politischen Geschehen oder die Teilhabe am sozialen Geschehen vor Ort.

Überlappungen mit den ersten beiden Aufträgen – Forschung & Lehre – sind für die Third Mission charakteristisch, da gesellschaftliches Engagement der Hochschulen mannigfach mit Lehre und Forschung verbunden ist und sein muss. (Übersicht 5)

Übersicht 5: Schnittmengen und Schnittstellen der Third Mission



Ebenso charakteristisch ist, dass die Third Mission keine Trennung von regionaler und überregionaler Orientierung einer Hochschule bedeutet. Vielmehr ist die regionale Wirksamkeit von Hochschulen dann am aussichtsreichsten, wenn diese ihre Region an überregionale Kontaktschlei-

fen der Wissensproduktion und -distribution anschließen. Dazu sind sie auf Grund ihrer intellektuellen Kapazitäten, ihres Fächerspektrums und ihrer überregionalen Anbindungen auch wie keine andere Institution in den Regionen in der Lage. Zugleich sind überregional verfügbare wissenschaftliche Wissensbestände für regionale Akteure nutzlos, wenn sie nicht von ansprechbaren Experten gewusst und mit Blick auf die Situation vor Ort durchsucht, geordnet, aufbereitet und kommuniziert werden. Das setzt voraus, dass in Forschung, Lehre und Nachwuchsqualifikation ein solides Qualitätsniveau besteht und die Hochschulen auch überregional und international vernetzt sind.

Grundsätzlich sind Hochschulen sowohl global orientiert, insoweit sie Institutionen einer weltumspannenden Wissenschaft sind, als auch gesamtstaatlich, regional und lokal verankert. Ihre unaufgebbare Einbindung in ein globales Wissenschaftsnetz ist das institutionelle Korrelat zur Orientierung der Forschung und Lehre an den Fronten des Wissens. Daher auch muss Forschung die komplette Forschungskette abdecken: Grundlagenforschung, anwendungsorientierte Vorlaufforschung, Auftragsforschung, Transfer, wissenschaftsbasierte Beratung und Dienstleistungen darf sich also nicht auf die letzteren beschränken.

Diese einzelnen Forschungstypen müssen zwar nicht zwingend in jeder einzelnen Institution betrieben werden. Aber es sollte zum einen regionale Mindestversorgungen geben, und zum anderen sollten auch an praxisorientiert forschenden Einrichtungen jederzeit die Kontaktpunkte zur Grundlagenforschung aktivierbar sein – nicht zuletzt, um auch regional wirksam werdende Impulse geben zu können. Anwendungsorientierter Forschung geht jedenfalls über kurz oder lang der innovative Atem aus, wenn sie nicht aus der Grundlagenforschung Impulse für neue Fragestellungen und neue Problemlösungen erhält und auf das dort erzeugte Vorratswissen zurückgreifen kann. Fortgesetzte Innovativität von Anwendungslösungen baut auf der Kenntnis langfristiger Trends, vergleichbarer Fälle, relevanter Kontexte, prognostischer Wahrscheinlichkeiten, nichtintendierter Handlungsfolgen, typischer Fehler und alternativer Optionen auf. Diese Kenntnis wird *außerhalb* der Arbeit an Anwendungslösungen erzeugt.

Die regionalen Funktionen haben mit der Hochschulexpansion an Gewicht gewonnen und waren ein wesentlicher politischer Grund, eine flächendeckende Versorgung mit Hochschulangeboten zu realisieren – so auch in den ostdeutschen Ländern. Ohne dies würden Orte wie Görlitz, Zittau, Mittweida, Schmalkalden, Nordhausen, Merseburg, Bernburg, Dessau, Köthen oder Stendal heute nicht über Hochschuleinrichtungen verfügen. Manches davon ist gleichwohl bislang Hoffnung geblieben.

Zugleich haben sich beständig die Schwerpunkte derartiger Hoffnungen verschoben und ihr Spektrum kontinuierlich erweitert. Die wohl wichtigste Verschiebung markiert der Übergang von einem passiven zu einem aktiven Hochschulregionalismus:

- Lange Zeit beschränkten sich die Erwartungen weitgehend auf die regionale Versorgung mit Bildungsangeboten sowie die Stimulation der lokalen Wirtschaft durch Nachfrageeffekte und konnten von den Hochschulen durch ihre bloße Existenz als erfüllt betrachtet werden.
- Der aktive Hochschulregionalismus hingegen beschreibt Hochschulen als Akteure, denen die erwähnte „Dritte Mission“ zukommt. Die wichtigsten Erwartungen, die sich diesbezüglich an die Hochschulen richten, betreffen vor allem drei Bereiche: die Sicherung des Fachkräftenachwuchses für die Region, Impulse zur Entwicklung regionaler Innovationsstrukturen und Beiträge zur Bewältigung nichtökonomischer regionaler Herausforderungen.

Unter Bedingungen quantitativer Reduzierung (der Bevölkerung und der Finanzmittel) werden Entwicklungschancen regelmäßig dort vermutet, wo Größeneffekte durch Qualitätseffekte substituiert werden können. Hinsichtlich ökonomischer Entwicklungen wird davon ausgegangen, dass sich solche Qualitätseffekte wesentlich durch verstärkte bzw. optimierte Wissensbasierung und damit erhöhte Innovationspotenziale erzeugen lassen.

Wird diese Annahme als gültig unterstellt, dann sind Hochschulressourcen eine zentrale Bedingung von Regionalentwicklung unter Bedingungen demografischen Wandels: Sie stellen Hochqualifikationsangebote bereit, können system-, prozess- und produktbezogenes Problemlösungswissen erzeugen sowie ihre Sitzregionen an die überregionalen Kontaktschleifen des Wissens anschließen. Damit sind sie eine zentrale Voraussetzung, um die Resonanzfähigkeit ihrer Regionen für wissensbasierte Entwicklungen trotz demografischer Schrumpfung zu erzeugen bzw. zu erhalten.

Hinzu tritt speziell in Ostdeutschland, dass den öffentlich unterhaltenen Wissenschaftspotenzialen eine wichtige Kompensationsfunktion zufällt: Gemessen an der entsprechenden Ausstattung westdeutscher Regionen ist privat finanzierte Forschung und Entwicklung (FuE) in einem nur unterkritischen Maße vorhanden. Auf Grund dessen haben FuE-Angebote der Hochschulen in den ostdeutschen Regionen eine zusätzliche Be-

deutung, die über ihren allerorts bestehenden öffentlichen Auftrag deutlich hinausreicht.⁷

Übersicht 6: Beispiele für regionale Entwicklungs- und Handlungsansätze ostdeutscher Hochschulen

- Hochschule Neubrandenburg:** Neue Bildungswege für die Region
- Teilnahme an „BildungsLandschaft Uecker-Randow“ im Bundesprogramm „Lernen vor Ort“
 - Lenkungsgruppe „BildungsEntwicklungsPlanung“: Weiterentwicklung der Bildungslandschaft im Landkreis Vorpommern-Greifswald
 - Besondere Studiengänge: Öffnung für neue Studierendengruppen durch Schaffung von Dualen Studiengängen
- TU Dresden:** Görlitz Kompetenzzentrum Revitalisierender Städtebau: interdisziplinärer Stadtforschungsansatz unter Verknüpfung von Denkmalpflege und Stadtentwicklung
- Hochschule Wismar:** Interreg-Projekt „ASAP“: Gestaltungsmöglichkeiten zwischen Hochschulen und Regionen im ländlichen Raum
- Fachhochschule Stralsund:** STeP – Stralsunder Tagungen für erfolgreiche Partnerschaften: Fachwissen von Studierenden bzw. Professoren trifft auf betriebswirtschaftliche Problemlagen
- Stadt und Universität Magdeburg:** Wissenschaftshafen Magdeburg: stadträumliche Integration innovativer Unternehmen und Forschungseinrichtungen zur perspektivischen Gestaltung eines Wissenschaftsquartiers
- TU Bergakademie Freiberg**
- Unterstützung der Region Osterzgebirge im EU-Projekt „Chance“
 - Unterstützung des UNESCO-Welterbeprojekts „Montanregion Erzgebirge“
 - Ausstellung *terra mineralia*: Belebung der Tourismuslandschaft durch die TU Bergakademie
 - Ausbau des Innenstadt-Campus Schlossplatz als Wissenschaftskorridor zur Belebung der Altstadt

Eine Reihe ostdeutscher Hochschulen geht bereits heute auf vielfältige Art mit den Herausforderungen des demografischen Wandels um. Dabei wirken sie auch aktiv daran mit, wirtschaftliche und soziale Innovationen an ihrem Standort bzw. in ihrer Sitzregion zu schaffen. Wie Übersicht 6 exemplarisch zeigt, beschränkt sich die Innovationsorientierung nicht ökonomistisch allein auf Produkt- und Verfahrensinnovationen. Viel-

⁷ Dabei ist allerdings auch vor Überforderungen zu warnen: Die Hochschulen werden die fehlende privat finanzierte FuE nicht vollständig substituieren können. Dafür ist der Umfang des Defizits zu groß.

mehr geht es ausdrücklich auch um soziale Innovationserfordernisse. In diesem Sinne bestehen auch für alle Fächer Chancen und Notwendigkeiten, die regionale Komponente nicht zu vernachlässigen.

Zugleich aber sind Regional- und Hochschulentwicklungen unterschiedlich getaktet, da sie voneinander abweichenden Funktionslogiken folgen sowie unterschiedlichen Finanzierungs- und Steuerungsmodalitäten unterliegen. Deshalb kommt ein Zusammenhang zwischen Regional- und Hochschulentwicklung nicht zwingend und nicht umstandslos zustande. Er muss vielmehr durch die aktive Gestaltung von förderlichen Kontexten hergestellt werden.

1.3.4. Third Mission für die Region und Hochschulfinanzierung

Die Hochschulen in den ostdeutschen Ländern werden auch künftig finanziert werden – die Frage ist, in welchem Umfang. Dieser Umfang wird aller Voraussicht nach davon abhängen, wie überzeugend die Antworten auf eine Frage ausfallen: Wieweit vermögen es die Hochschulen zu plausibilisieren, dass etwaige künftige Minderauslastungen von Studienkapazitäten durch solche Leistungen substituiert werden, die ihr Finanzier – das jeweilige Land – als refinanzierungsfähig ansehen kann?

Die Länder werden angesichts der Haushaltentwicklungen und des konditionierten Verschuldungsverbots keine andere Chance der Betrachtung haben. Die Refinanzierungsfähigkeit der Hochschulzuschüsse, die über eine Grundausstattung hinausgehen, wird über deren direkte und indirekte Effekte innerhalb des Landes dargestellt werden müssen. Gelingt dies nicht, dann droht eine Reduzierung der Hochschulkapazitäten auf das Niveau, welches man in einer imaginierten Neuaufbausituation bei heutiger Kenntnis der prognostizierten Studiennachfrage und der Landeshaushalte projektieren würde.

Als eher erfolgswahrscheinlich erscheint zumindest eines: mit der Begründung, vor allem die überregionale Rolle der jeweiligen Hochschule entwickeln zu wollen, ihrem regionalen Wirksamwerden keine größere Aufmerksamkeit zu widmen und zugleich das bisherige Verfehlen der globalen Bedeutsamkeit damit zu begründen, dass die Ausstattung und die Kontexte lediglich einer Hochschule regionaler Bedeutsamkeit entsprechen. Zu bedenken ist überdies, dass die Regionaloption an die Seite der hochschulpolitisch dominierenden Exzellenzorientierung treten kann. Damit lassen sich Legitimationsgewinne einfahren, die für einen größeren Teil der ostdeutschen Hochschulen bzw. einzelne ihrer Fachbereiche auf dem Wege von Exzellenzwettbewerben nicht zu erlangen sind.

Erfolgswahrscheinlicher dürfte es daher sein,

- auf der Grundlage der prinzipiell überregionalen bzw. internationalen Orientierung realistische Selbstbilder mit realistischen Entwicklungszielen zu formulieren,
- eine stabile Fachkräfteversorgung (auch) der Region zu leisten,
- engagiert eine Kompensationsfunktion für die unterkritisch vorhandene privat finanzierte FuE wahr- und
- die gesellschaftliche Situation als eine auch wissenschaftliche Herausforderung anzunehmen.

Die Hochschulen, die sich heute auf den Weg machen, ihre Studienkapazitäten so weit als möglich auszulasten, zentrale Pfeiler regionaler Innovationsstrukturen zu werden und aktive Beiträge zur Bewältigung gesellschaftlicher Problemlagen zu erbringen bzw. ihre bereits laufenden Aktivitäten auf diesem Wege zu intensivieren, werden jedenfalls vergleichsweise größere Chancen haben, ihre Ressourcen, fachliche Breite bzw. Existenz dauerhaft zu sichern. Damit sichern sie sich zugleich auch die Chancen darauf, ihre relativen Positionen im überregionalen, ggf. internationalen Maßstab zu verbessern.

1.4. Fazit

Die demografischen Wandlungsprozesse verlaufen regional selektiv und mit unterschiedlicher Intensität. Dies korrespondiert mit den jeweiligen wirtschaftlichen Situationen. In der Perspektive der Regionalentwicklung ergeben sich so Prosperitätszonen bzw. -inseln und Stagnations- bzw. Abschwungkorridore. Prägnant zeigt sich das in einer Raumbetrachtung, die auf wissenschaftliche Regionsmerkmale abstellt. In ländlichen und in klein- bzw. mittelstädtisch geprägten Regionen gelten zentrale der üblicherweise metropolitan geprägten Annahmen darüber, was die Wissensgesellschaft ausmache, nicht. Der deutlichste Kontrast besteht dabei zwischen West- und Ostdeutschland: Die östlichen Bundesländer beherbergen überwiegend wissenschaftliches Brachland. Als begrenzendes Rahmenbedingung wird dabei insbesondere die Entwicklung der finanziellen Rahmenbedingungen wirksam. Es muss von einer Realminde rung der ostdeutschen Landeshaushalte um 20 bis 30 Prozent bis zum Jahre 2020 im Vergleich zu 2008 ausgegangen werden.

All das erzeugt aber weniger eine ostdeutsche Sondersituation, sondern eher einen Problemvorsprung gegenüber Westdeutschland – wo ver-

gleichbare demografische Herausforderungen zeitversetzt ebenfalls anstehen. Dieser Problemvorsprung kann durch aktive Gestaltung in einen Problemlösungsvorsprung überführt werden – wobei ein Teil der Probleme zwar nicht zum Verschwinden gebracht, doch immerhin in einen produktiven Bearbeitungsmodus überführt wird.

Bislang sind für die Regionen Ostdeutschlands zwei zentrale Ziele definiert: (a) selbsttragende Entwicklungen ab Auslaufen des Solidarpakts II im Jahr 2020 und (b) die Schaffung gleichwertiger Lebensverhältnisse in West und Ost.

Um dem Erreichen selbsttragender Entwicklungen im Angesicht der absehbaren ostdeutschen Landeshaushaltsentwicklungen näher zu kommen, bedarf es einerseits wirtschaftlicher Stabilität, um die Einnahmensituation der öffentlichen Haushalte zu verbessern; andererseits der Sicherstellung gesellschaftlicher Stabilität, um die öffentlichen Ausgaben für nachsorgende Problembearbeitungen zu begrenzen. Wirtschaftliche Stabilität wiederum erfordert eine Steigerung des technisch-technologischen Innovationsgeschehens. Gesellschaftliche Stabilität erfordert soziale Innovationen.

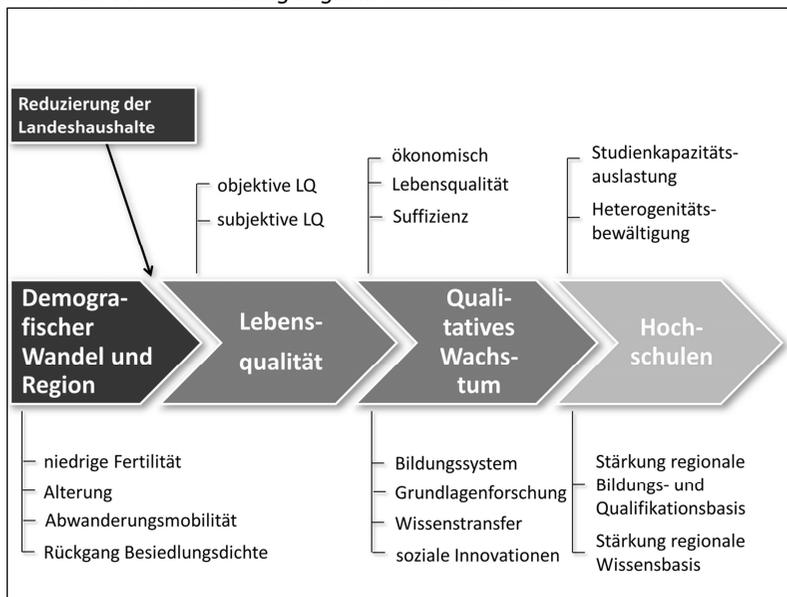
Vor dem doppelten Hintergrund des demografischen Wandels und der ostdeutschen Landeshaushaltsentwicklungen ist dabei von drei zentralen Annahmen auszugehen: (1) Sowohl für wirtschaftliche als auch außerökonomische Entwicklungen werden vornehmlich *endogene Entwicklungspotenziale* zu erschließen sein. (2) Die Wohlstandsentwicklung wird unmittelbar mit dem Grad an selbsttragender Entwicklung korrelieren, der unter Mobilisierung endogener Entwicklungs-, insbesondere *Innovationspotenziale* realisiert wird; dazu werden vor allem wissenschaftliche Entwicklungsfaktoren zu mobilisieren sein. (3) Zu den endogenen Innovationspotenzialen gehören als zentrale Schaltstelle der Regionalentwicklung die *Hochschulen*.

Hinsichtlich des politischen Ziels „gleichwertige Lebensverhältnisse“ stellt die bislang dominierende Perspektive auf Messbares ab, verfehlt aber u.U. das, was mit Einkommen, Beschäftigung oder kommunaler Leistungsfähigkeit erreicht werden soll: Lebensqualität. Denn es geht um Lebenschancen und Lebenszufriedenheit. Zu unterscheiden sind dabei die objektive Lebensqualität, ausgedrückt in statistisch messbaren Indikatoren für Lebensbedingungen, sowie die subjektive Lebensqualität, entstehend durch die individuelle Verarbeitung und Bewertung der objektiven Lebensqualität.

In dieser Perspektive kann auch in den Blick geraten, inwieweit die traditionellen Wachstumsannahmen der ostdeutschen Situation gerecht werden. In Ostdeutschland ist durch das Zusammentreffen der Krise des

herkömmlichen Wachstumsmodell und des demografischen Wandels gleichsam ‚vor der Zeit‘ ein Sozial- und Wirtschaftsmodell zu gestalten, das sich vom traditionellen Wachstumskapitalismus unterscheidet und mit Zeitversetzung ebenfalls in den westdeutschen Regionen als Herausforderung stehen wird. Eine Alternative zum heute dominierenden Wachstumsmodell stellt die Orientierung auf qualitatives Wachstum dar. Dieses wiederum setzt eine deutliche Steigerung immaterieller Investitionen voraus: in das Bildungssystem, in Grundlagenforschung und in FuE. Als Träger dessen wirken in entscheidendem Maße die Hochschulen.

Übersicht 7: Untersuchungslogik in Stichworten



Die Auswirkungen der demografischen und finanziellen Rahmenbedingungen werden vornehmlich regional wirksam. Die Regionen haben ein Interesse an selbsttragender Entwicklung. Die in den Regionen ansässigen Hochschulen sind einerseits ebenfalls von den Auswirkungen des demografischen Wandels betroffen, andererseits haben sie ein Interesse an organisationaler Stabilität. Beides lässt sich zusammenführen.

Den weniger vorhandenen Menschen – darunter insbesondere den Nachwuchsenden – werden mehr bildungsinduzierte Teilhabechancen zu eröffnen sein, wenn die allgemeine Wohlfahrt gesichert werden soll. Die ostdeutschen Hochschulen werden daher zum einen in zunehmenden Ma-

ße Strategien entwickeln müssen, um die Zahl der Studierenden bspw. über die Anwerbung neuer Studierendengruppen auf einem gesellschaftlich akzeptierten Niveau halten können. Zum anderen werden in qualitativer Hinsicht Ansätze benötigt, um einer erwartbaren stärkeren Heterogenität der Studierenden produktiv zu begegnen.

Zugleich steht zu erwarten, dass – demografisch bedingt – auch mit solchen Maßnahmen die Studienkapazitäten in nichtmetropolitanen Räumen nicht mehr komplett auslasten werden. Dass die Hochschulen dann noch ihre Ausstattungsbedürfnisse *allein* bildungsbezogen legitimieren können, erscheint sehr fraglich. Darauf lässt sich reagieren, indem Leistungen einerseits erbracht, andererseits plausibel dargestellt werden, die gesellschaftliche Erwartungen bedienen. Solche richten sich, als wesentlicher Teil einer „Third Mission“ der Hochschulen, insbesondere auf deren stärkeres regionales Wirksamwerden. Durch ihre Beteiligung an der Regionalentwicklung kann zweierlei erzeugt werden: verstärkte bzw. optimierte Wissensbasierung und damit erhöhte wirtschaftliche und außerökonomische Innovationspotenziale in der Region.

Die Wahrnehmung der Third Mission bedeutet keine Trennung von regionaler und überregionaler Orientierung einer Hochschule. Vielmehr ist die regionale Wirksamkeit von Hochschulen dann am aussichtsreichsten, wenn diese ihre Region an überregionale Kontaktschleifen der Wissensproduktion und -distribution anschließen. Insoweit dürfen die Hochschulen als eine zentrale Voraussetzung gelten, um die Resonanzfähigkeit ihrer Regionen für wissensbasierte Entwicklungen trotz demografischer Schrumpfung zu erzeugen bzw. zu erhalten.

Hinzu tritt speziell in Ostdeutschland, dass den öffentlich unterhaltenen Wissenschaftspotenzialen eine Kompensationsfunktion für die nur unterkritisch vorhandene privat finanzierte FuE zufällt. Bei all dem beschränkt sich die Innovationsorientierung der Third Mission nicht ökonomistisch auf Produkt- und Verfahrensinnovationen. Vielmehr geht es ausdrücklich auch um soziale Innovationserfordernisse. In diesem Sinne bestehen auch für alle Fächer Chancen und Notwendigkeiten, die regionale Komponente nicht zu vernachlässigen.

Der Umfang der künftigen Hochschulfinanzierung in den ostdeutschen Ländern wird aller Voraussicht nach davon abhängen, wie überzeugend die Antworten auf eine Frage ausfallen: Wieweit vermögen es die Hochschulen zu plausibilisieren, dass künftige etwaige Minderauslastungen von Studienkapazitäten durch solche Leistungen substituiert werden, die ihr Finanzier – das jeweilige Land – als refinanzierungsfähig ansehen kann? Gelingt auf diese Frage keine produktive Antwort, dann droht eine Reduzierung der Hochschulkapazitäten auf das Niveau, welches man in

einer imaginierten Neuaufbausituation bei heutiger Kenntnis der prognostizierten Studiennachfrage und der Landeshaushalte projektieren würde.

Die Hochschulen, die sich heute auf den Weg machen, ihre Studienkapazitäten auszulasten, zentrale Pfeiler regionaler Innovationsstrukturen zu werden und aktive Beiträge zur Bewältigung gesellschaftlicher Problemlagen zu erbringen, bzw. ihre bereits laufenden Aktivitäten auf diesem Wege zu intensivieren, werden jedenfalls vergleichsweise größere Chancen haben, ihre Kapazitäten bzw. Existenz dauerhaft zu sichern. Damit sichern sie sich zugleich auch die Chancen darauf, ihre relativen Positionen im überregionalen, ggf. internationalen Maßstab zu verbessern.

Insgesamt: Den Hochschulen wächst die Aufgabe zu, die Rolle der wesentlichen Innovationsagenturen im demografischen Wandel wahrzunehmen und als eines der wichtigsten Verödungshemmnisse in den Regionen wirksam zu werden. Durch ihre überwiegend öffentliche Finanzierung und ihren Charakter als Bestandteil öffentlicher Daseinsvorsorge stellen sie im Vergleich zu anderen Akteuren institutionell sehr stabile Ankerpunkte einer regionalen Kultur der Problemlösungsorientierung und Innovation dar. Soll aus dem ostdeutschen Problemvorsprung auch ein Problemlösungsvorsprung generiert werden, dann wird dies wesentlich eine Aufgabe der Hochschulen sein: als Agenturen ebenso wirtschaftlicher wie auch sozialer Innovation.

* * *

Die Zusammenhänge von Hochschul- und Regionalentwicklung in der demografischen Schrumpfungssituation waren und sind Gegenstände zahlreicher Forschungs-, Entwicklungs- und Beratungsprojekte, die in den letzten Jahren am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) und am WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg durchgeführt wurden bzw. noch laufen. Die nachfolgenden Beiträge präsentieren deren zentrale Ergebnisse.

Literatur

- Behr, Michael/Rudi Schmidt (Hg.) (2005): Aufbau Ost. Betriebliche und überbetriebliche Erfolgsfaktoren im verarbeitenden Gewerbe, Jena.
- Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (2009): Demografischer Wandel. Ein Politikvorschlag unter besonderer Berücksichtigung der Neuen Länder, Berlin.
- Busch, Ulrich/Rainer Land (Hg.) (2006): Zur Lage in Ostdeutschland (=Berliner Debatte Initial 5/2006), GSFP, Berlin, S. 2-96.
- CHE, Centrum für Hochschulentwicklung (2012): Modellrechnungen zur Entwicklung der Studienanfängerzahlen in Deutschland, Gütersloh; auch unter www.che.de/downloads/CHE_AP152_Studienanfängerprognose.pdf (30.2.2012).

- CHE Consult, Centrum für Hochschulentwicklung Consult Gütersloh (2013): Zur Entwicklung der Studiennachfrage an Hochschulen des Landes Sachsen-Anhalt, Bericht 18. Juni 2013; http://www.wzw-lsa.de/fileadmin/wzw-homepage/content/dokumente/Dokumente/Arbeitsberichte/WZW_Arbeitsberichte_2_2013.pdf (2.7.2013).
- Christmann, Gabriela B./Balgar, Karsten (2012): Raumentwicklung, soziale Unternehmer und soziale Innovationen, in: IRS Aktuell 72, S. 3-4.
- Ebbinghaus, Bernhard/ Heinz-Herbert Noll/Thomas Bahle/Claus Wendt/Angelika Scheuer (2007): Report Lebensqualität 2006. Im Auftrag des Verbandes Forschender Arzneimittelhersteller, Mannheim; URL www.mzes.uni-mannheim.de/publications/papers/Report_Lebensqualitaet.pdf (1.10.2012).
- Finanzministerium Sachsen-Anhalt (o.J. [2008]): Mittelfristige Finanzplanung des Landes Sachsen-Anhalt 2009 bis 2013, URL http://www.sachsen-anhalt.de/LPSA/fileadmin/iElementbibliothek/Bibliothek_Politik_und_Verwaltung/Bibliothek_Ministerium_der_Finzen/Dokumente/mipla/Mipla2009.pdf (5.3.2010).
- Frank, Andrea/Höfer, Simone (Hg.) (2011): Interaktive Wertschöpfung. Neue Innovationsmodelle zwischen Wirtschaft und Wissenschaft, Edition Stifterverband, Essen; auch unter http://www.stifterverband.de/publikationen_und_podcasts/positionen_dokumentationen/interaktive_wertschoepfung/interaktive_wertschoepfung.pdf (11.10.2012).
- Gibbons, Michael/Camille Limoges/Helga Nowotny/Simon Schwartzman/Peter Scott/Martin Trow (1994): The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies, London.
- Haskel, Jonathan (2011): Immaterielle Investitionen und Wachstum. Ein Vergleich zwischen Großbritannien und Deutschland, in: Andrea Frank/Simone Höfer (Hg.), Interaktive Wertschöpfung. Neue Innovationsmodelle zwischen Wirtschaft und Wissenschaft, Edition Stifterverband, Essen, S. 10–17.
- Hirata, Johannes (2012): Wirtschaftswachstum und gute Entwicklung. Was ist dran an der Wachstumskritik?, Roman Herzog Institut e.V., München; auch unter http://www.romanherzoginstitut.de/uploads/tx_mspublication/RHI_Position_12_WEB.pdf (8.10.2012).
- IWH, Leibniz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle (Saale) (2004): Forschungsprojekt „Innovative Kompetenzfelder, Produktionsnetzwerke und Branchenschwerpunkte der ostdeutschen Wirtschaft“ im Auftrag des Bundesamtes für Bauwesen und Raumordnung. Endbericht, Halle (Saale).
- Jochimsen, Beate (2012): Wohlstand messen, in: APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte 27-28/2012, S. 19-23; auch unter http://www.bpb.de/system/files/dokument_pdf/APuZ_2012-27-28_online.pdf (8.10.2012).
- Klingholz, Reiner (2009): Herr Minister, wir schrumpfen!, in: F.A.Z., 30.6.2009, S. 31.
- KMK, Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (2012): Vorausberechnung der Studienanfängerzahlen 2012-2025. Fortschreibung, www.kmk.org/fileadmin/pdf/Statistik/Vorausberechnung_der_Studienanfaenger_erzahlen_2012-2025_01.pdf (30.1.2012)
- Korczak, Dieter (1995): Lebensqualität-Atlas. Umwelt, Kultur, Wohlstand, Versorgung, Sicherheit und Gesundheit in Deutschland, Westdeutscher Verlag, Opladen.
- Kujath, Hans Joachim/Kai Pflanz/Axel Stein/Sabine Zillmer (2008): Raumentwicklungspolitische Ansätze zur Förderung der Wissensgesellschaft, Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung/Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Berlin/Bonn, URL http://www.bbsr.bund.de/cln_032/nn_21272/BBSR/DE/Veroeffentlichungen/BMVBS/WP/2008/heft58_DL,templateId=raw.property=publicationFile.pdf/heft58_DL.pdf (20.8.2011).
- Kujath, Hans Joachim/Axel Stein (2009): Rekonfigurierung des Raumes in der Wissensgesellschaft, in: Raumforschung und Raumordnung 5-6/2009, S. 369-382.

- Linz, Manfred (2006): Was wird dann aus der Wirtschaft? Über Suffizienz, Wirtschaftswachstum und Arbeitslosigkeit (=Wuppertal Papers 157), Wuppertal, auch unter http://www.wupperinst.org/uploads/tx_wibeitrag/WP157.pdf (8.10.2012).
- Linz, Manfred (2012): Weder Mangel noch Übermaß. Warum Suffizienz unentbehrlich ist, oekom Verlag, München.
- Lörz, Michael (2008): Räumliche Mobilität beim Übergang ins Studium und im Studienverlauf. Herkunftsspezifische Unterschiede in der Wahl und Nachhaltigkeit des Studienortes, in: *Bildung und Erziehung*, 4/2008, S. 413-436.
- Matthiesen, Ulf (2007): Stadtentwicklung, Wissen und Lernen unter Schrumpfbedingungen, in: *Leibniz-Gemeinschaft (Hg.), Raumwissenschaftliche Forschung für die Praxis*, Bonn, S. 19-23.
- Mayer, Karl Ulrich (Hg.) (2013): *Zukunft leben. Die demografische Chance*, Nicolai Verlag, Berlin.
- Miegel, Meinhardt (1997): *Arbeitsgesellschaft der Zukunft*, in: *Schwalbacher Gespräche*, 7.10.1997, www.procterundgamble.de/unternehmen/swagespr/media/miegel-manuskript.doc (12.2.2005).
- Miegel, Meinhardt (2012): Welches Wachstum und welchen Wohlstand wollen wir?, in: *APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte* 27-28/2012, S. 3-8, auch unter http://www.bpb.de/system/files/dokument_pdf/APuZ_2012-27-28_online.pdf (8.10.2012).
- Ministerkonferenz für Raumordnung (2009): Bericht des Hauptausschusses der Ministerkonferenz für Raumordnung (MKRO) – „Demografischer Wandel und Daseinsvorsorge“, Berlin; URL <http://www.bmvbs.de/cae/servlet/contentblob/28644/publicationFile/166/bericht-zum-beschluss-demografischer-wandel-und-daseinsvorsorge.pdf> (18.11.2012).
- Müller, Steven (1999): *Deutsche und amerikanische Universitäten im Zeitalter der Kalkulation*, in: Mitchell G. Ash (Hg.), *Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten*, Böhlau Verlag, Wien/Köln/Wien, S. 195-199.
- Noll, Heinz-Herbert (2000): *Konzepte der Wohlfahrtsentwicklung: Lebensqualität und ‚neue‘ Wohlfahrtskonzepte*, Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Berlin, URL <http://hdl.handle.net/10419/50283> (25.9.2012).
- Raffelhüschchen, Bernd / Schöppner, Klaus-Peter (2012): *Glücksatlas 2012*. Deutsche Post AG, Bonn, und Albrecht Knaus Verlag, München.
- Ragnitz, Joachim/Helmut Seitz (2007): Gutachten zur Ermittlung haushaltsrelevanter Kennziffern. Gutachten im Auftrag des Ministeriums der Finanzen des Landes Sachsen-Anhalt, URL http://www.sachsen-anhalt.de/LPSA/fileadmin/Elementbibliothek/Bibliothek_k_Politik_und_Verwaltung/Bibliothek_Ministerium_der_Finanzen/Dokumente/Benchmark-Gutachten/Benchmark-Gutachten_02.PDF (5.3.2010).
- Seitz, Helmut (2006): *Die finanzpolitische Situation in Thüringen. Eine Untersuchung vor dem Hintergrund der demographischen Veränderungen und der Rückführung der Osttransferleistungen*, Friedrich-Ebert-Stiftung, Dresden/Erfurt.
- Spieß, C. Katharina/Katharina Wrohlich (2008): Does Distance Determine Who Attends a University in Germany?, Bonn; <http://ftp.iza.org/dp3615.pdf> (12.4.2010).
- Stehr, Nico (2001): *Moderne Wissensgesellschaften*, in: *APuZ – Aus Politik und Zeitgeschichte* 36/2001, S. 7-14; auch unter <http://www.bpb.de/system/files/pdf/K318AX.pdf> (12.8.2011).
- Steinbrecher, Johannes/Christian Thater/Marcel Thum (2009): *Langfristige Prognose der Einnahmeentwicklung für den Landeshaushalt des Freistaates Sachsen bis zum Jahr 2025. Endbericht. Gutachten im Auftrag des Sächsischen Staatsministeriums der Finanzen. Unter Mitarbeit von Oskar Krohmer, Institut für Wirtschaftsforschung Niederlassung Dresden, Dresden.*

Willich, Julia/Daniel Buck/Christoph Heine/Dieter Sommer (2011): Studienanfänger im Wintersemester 2009/10. Wege zum Studium, Studien- und Hochschulwahl, Situation bei Studienbeginn, Hochschul-Informationssystem, Hannover; auch unter <http://bit.ly/iqeyvv> (19.11.2012).

21. Was tun?

Potenziale und Handlungsoptionen zur Kopplung von Hochschul- und Regionalentwicklung: Kommentierte Thesen

Peer Pasternack

Die gegebenen Probleme von Hochschulen in schrumpfenden und entwicklungsdefizitären Regionen können einerseits dadurch zupackend bearbeitet werden, dass die Hochschulen sich Innovationsgewinne organisieren, indem sie gesamtdeutsch ohnehin anstehende Veränderungen besonders engagiert umsetzen. Andererseits müssen Aktivitäten entfaltet werden, die sich unmittelbar auf die Spezifik der eigenen Situation beziehen. Die diesbezüglichen Erträge der Untersuchungen, die in vorliegendem Band referiert sind, werden im folgenden auf die bestehenden Potenziale und die möglichen Handlungsoptionen hin ausgewertet.

21.1. Lehre und Studium, Studierende und Absolventen

*Eine zentrale Idee der Moderne ist die Erzeugung **gesellschaftlicher Teilhabechancen durch Bildung**. Zugleich wird, da in jeder Gesellschaft die Ressourcen begrenzt sind, nirgends eine Maximalversorgung mit Bildung realisiert. Dadurch bleibt ein Teil der individuellen Potenziale immer auch unausgeschöpft. In welchem Maße einerseits diese Nichtausschöpfung gesellschaftlich toleriert wird und andererseits bildungsinduzierte Teilhabechancen eröffnet werden, unterliegt einem fortwährenden **gesellschaftlichen Aushandlungsprozess**. Dafür liefert der demografische Wandel Argumente, welche einer intensivierten Bildungsbeteiligung zuarbeiten:*

- Unter Bedingungen schrumpfender Altersjahrgänge bei den Nachwachsenden ist es nicht nur normativ wünschenswert, dass jeder Mensch größtmögliche (Bildungs-)Chancen erhält, aus seinem Leben etwas machen zu können. Vielmehr ist dies auch funktional notwendig: Den in geringerer Anzahl vorhandenen Menschen – darunter insbesondere den Nachwachsenden – müssen mehr bildungsinduzierte

Teilhabechancen eröffnet werden, wenn die allgemeine Wohlfahrt gesichert werden soll.

- Je weniger Mitglieder sie hat, desto weniger kann es sich eine Gesellschaft leisten, auf individuelle Beiträge der Einzelnen zur allgemeinen Entwicklung zu verzichten. Dies läuft auf die Notwendigkeit hinaus, generell das durchschnittliche gesellschaftliche Bildungs- und Qualifikationsniveau anzuheben.

*Hochschulen bieten für Städte und Regionen die besten Chancen, Menschen in einer biografisch stark aufnahme- und **prägefähigen Phase** für sich zu begeistern und an sich zu binden:*

- Indem Bedingungen geschaffen werden, mit denen Studierende und dann HochschulabsolventInnen an die Stadt bzw. Region gebunden werden, lassen sich zentrale Voraussetzungen erzeugen, um wissensbasierte Entwicklungen wahrscheinlicher zu machen.
- Zwar können dafür keine Erfolgsgarantien abgegeben werden, doch wenn Stadt und Region schon daran scheitern, von jedem Hochschulabsolventenjahrgang relevante Anteile an sich zu binden, dann fehlt bereits eine wesentliche Grundlage für wissensbasierte Regionalentwicklungen.

*Die Differenzen zwischen Studienanfängerprognosen und Realentwicklung in der Vergangenheit haben vor allem eines gezeigt: Es sind **aktive Beeinflussungen der Hochschulkapazitätsauslastungen** möglich:*

- In den vergangenen Jahren waren die Studienanfängerprognosen immer unzutreffend. Das spricht nicht gegen die Prognosen, sondern ist einerseits Ausdruck der Dynamik sozialer Entwicklungen, andererseits Folge von Aktivitäten, die ohne die Prognosen nicht unternommen worden wären.
- Damit ist auch eine wesentliche Funktion von Prognosen benannt: Zeigt eine Prognose kritische Entwicklungen an, denen auf Grund der Kenntnis der Prognose durch aktives Handeln entgegengearbeitet wird, dann liegt der Erfolg dieser Prognose gerade darin, dass die vorhergesagten Entwicklungen so *nicht* eintreten.
- Die studentische Zuwanderung kann nicht als fortdauernd gesichert gelten, wenn sich die Studiennachfrage in den westdeutschen Ländern – wie vorhergesagt – etwas entspannt. Daher besteht unter Berücksichtigung der Herausforderungen des demografischen Wandels die angemessene Antwort in Ostdeutschland weniger in einer restriktiven Hochschul- als vielmehr einer expansiven Bildungspolitik: Die

Übertrittsneigung der Schüler in Bildungswege, die zum Hochschulzugang berechtigen, sollte den anderen Ländern angeglichen werden.

*Sichergestellt werden sollte, dass möglichst **breit gefächerte Fächerangebote** regional verfügbar sind, um möglichst jedes individuelle Fachstudieninteresse in der Region bedienen zu können:*

- Das bedeutet nicht, dass jede Hochschule über den kompletten Fächerkanon verfügen muss, aber doch jede Hochschulregion.
- Haushalterische Zwänge setzen dabei Grenzen. Innerhalb dieser kann aber immerhin dafür gesorgt werden, dass nicht ausgerechnet solche Studienangebote reduziert oder gar geschlossen werden, die regional nur einmal verfügbar sind.
- In Regionengrenznähe kann und sollte dabei das jeweilige Hochschulangebot in der Nachbarregion in die Betrachtungen mit einbezogen werden.
- Um auch Ausgleichseffekte zwischen männlicher und weiblicher Bevölkerung zu erzielen, sollten Hochschulen die Fächer, die verstärkt von Frauen nachgefragt werden, stärken bzw. nicht schwächen. Dabei handelt es sich eher um geistes- und sozialwissenschaftliche Bereiche. Aber auch im MINT-Bereich gibt es positive Erfahrungen: Durch eine Anreicherung sog. ‚harter‘ Fächer um ‚weiche‘ Studienanteile kann es gelingen, junge Frauen für solche Studiengänge zu interessieren. Beispiele dafür sind naturwissenschaftliche Studiengänge mit Umwelt- oder Nachhaltigkeitsschwerpunkt.

*Entscheidungen für Bildungswege werden unter anderem auf Grund der individuellen Prognose getroffen, welche **beruflichen Aussichten** sich mit dem jeweiligen Abschluss eröffnen. Entscheidungen über die Wahl der Hochschulregion werden auch auf Grund der Prognose getroffen, welche **Beschäftigungschancen** die betreffende Region für die Zeit nach dem Abschluss erwarten lässt:*

- Auf Grund des demografischen Wandels und des Generationenübergangs in den Betrieben und sonstigen Beschäftigungsstellen kommt es zu Fachkräfteengpässen. Daher kann bereits heute den Studienanfängern zahlreicher Studiengänge eine faktische Arbeitsplatzgarantie in der Region für die Zeit nach ihrem Studienabschluss gegeben werden.
- Diesbezüglich sind aktiv kommunizierte Signale zu den Zukunftschancen notwendig. Doch darf dies, wenn es Lebensentscheidungen beeinflussen soll, nicht nur behauptet, sondern muss auch erlebbar

gemacht werden. Hierauf bezogene Aktivitäten müssen frühzeitig einsetzen, nämlich *bevor* sich ein Abwanderungswunsch herausgebildet und ggf. verfestigt hat.

- Die Abwanderungsneigungen von Hochschulabsolventen können durch eine frühzeitige studienintegrierte Verbindung zur beruflichen Praxis gedämpft werden. So wird erlebbar, dass berufliche wie private Lebensperspektiven in der Hochschulregion gefunden werden können.
- All dies gewinnt in peripheren Regionen an Bedeutung, denn dort ist der sich anbahnende Fachkräftemangel schwieriger durch Anwerbungen von außen zu kompensieren.

Verzahnungen zwischen Hochschulbildung und Beschäftigungssektor müssen über berufsorientierende Angebote in der Schlussphase eines Studiums, etwa Career Centers, hinausgehen. Dann ergeben sich fünf Vorteile: Sie

- erzeugen in den Hochschulen verbesserte Kenntnisse der beruflichen Praxisanforderungen,
- erleichtern den individuellen beruflichen Einstieg,
- schaffen für die Beschäftigten Planungssicherheit in der Personalentwicklung,
- verringern die personalbezogenen betriebsintegrierenden Adaptionskosten und
- verschaffen den Hochschulen eine höhere Legitimität ihrer Ausstattungsbedürfnisse, da sie offensiver mit ihrer regionalen Unverzichtbarkeit argumentieren können.

*Studienbegleitende Praxiskontakte dürfen allerdings nicht mit einer Reduzierung der **Wissenschaftlichkeit des Studiums** einhergehen. Die Distanz zur Welt der Arbeit ist ein zentrales Merkmal von Hochschulbildung – und zwar um Befähigungen zu erwerben, eben diese Welt der Arbeit und andere Lebenssphären erfolgreich bewältigen zu können (Teichler 2003: 15). Von Hochschulabsolventen wird erwartet, dass sie auch dann entscheiden und handeln können, wenn für eine konkrete Situation noch **kein erprobtes Handlungswissen** vorliegt. Darauf kann keine noch so gute Praxisintegration in das Studium vorbereiten:*

- Die Praxisintegration vermag Vorstellungen von der Art der Herausforderungen zu vermitteln, die im beruflichen Alltag zu bewältigen sein werden. Doch um die Herausforderungen selbst in all ihrer Viel-

falt zu bestehen, werden Kompetenzen benötigt, die allein im Praxiskontakt nicht zu erwerben sind.

- Daher zielt Hochschulbildung auf Fertigkeiten zur Bewältigung von Situationen jenseits der Routine. Das unterscheidet sie von anderen Bildungswegen. Wer heute studiert, wird – in welchem beruflichen Feld auch immer – mit hoher Wahrscheinlichkeit morgen unter Zeitdruck, Ungewissheit, Deutungs Offenheit und Normenkonflikten komplizierte Sachverhalte entscheiden und in solchen Situationen sicher handeln müssen.
- Lebenskluge Beschäftigter verlangen auch genau das, denn: Praktiker wissen, „daß Praxis blind macht. Sie suchen nicht nach Leuten, die ihre Blindheit teilen“ (Baecker 1999: 64).
- Es geht daher um die Verbindung von Theorie- und Praxisperspektive: Studierende und Absolventen müssen in die Lage versetzt werden, sowohl theoretisch angeleitet auf die Praxis schauen als auch die Praxisrelevanzen ihrer Theorieschulung erkennen und fruchtbar machen zu können.

*Einen produktiven Ansatz, Wissenschaftlichkeit und regionalen Praxisbezug im Studium zu verbinden, bietet das Konzept des **Service Learning**. Studierende wenden erlerntes (wissenschaftliches) Wissen auf konkrete gesellschaftliche Fragen und Probleme an, indem sie sich im Rahmen entsprechend konzipierter Lehrveranstaltungen in Einrichtungen verschiedener Gesellschaftsbereiche einbringen. Durch die damit angestoßene Reflexion des eigenen Engagements im Feld gesellschaftlicher Praxis werden einerseits individuelle Lerneffekte (Learning) gefördert und andererseits Beiträge zur Identifizierung und Bearbeitung gesellschaftlicher Problemlagen geleistet (Service) (Backhaus-Maul/Roth 2013: 7f.):*

- Durch die Vergabe von Leistungspunkten innerhalb Service-Learning-basierter Lehrveranstaltungen werden Studierende zu entsprechendem Engagement und den damit verbundenen individuellen Lerneffekten animiert sowie regionale Wirkungen unterstützt.
- Zu den Wirkungen zählen: Kompetenz- bzw. Humankapitaleffekte bspw. bei komplexen, nicht routinisierbaren Problembearbeitungsstrategien, aber auch die Annäherung von vermeintlich theorielastiger, praxisferner Wissenschaft und alltagsweltlicher Praxis. Damit wird zur Vernetzung von Hochschulen und Gesellschaft beigetragen. (Ebd.: 11, 36f.; vgl. auch Eyler et al. 2001)

- Zudem erweitern dabei Lehrende über konkrete regionale Anforderungen ihre praxisbezogene Problemlösungs- und Vermittlungskompetenz.

*Um die zugrundeliegenden Motivationen zu nutzen und zu stärken, sollten insbesondere **Bottom-up-Initiativen** zur Verbindung des Studiums mit gesellschaftlicher und beruflicher Praxis unterstützt werden. Die wichtigsten Bottom-up-Initiativen stellen **studentische Aktivitäten** dar:*

- Sie sind einerseits durch eine starke, nämlich berufseinstiegsorientierte Motivation getragen und erzeugen unschätzbare fachliche wie persönlichkeitsbildende Effekte bei den beteiligten Studierenden.
- Derartige Initiativen sind zudem für die Hochschule mit nur geringem Ressourcenaufwand verbunden.
- Vor diesem Hintergrund sollte es an den Hochschulen keine unüberwindlichen Hindernisse geben, solche Initiativen zu unterstützen. Das betrifft die Bereitstellung von Räumlichkeiten und technischer Infrastruktur, die Anerkennung der Tätigkeiten als Studienleistungen (ggf. nach einer hochschulinternen Zertifizierung), die Beschäftigung und Bezahlung von studentischen Aktivisten als SHKs sowie Angebote zur fachlichen Betreuung durch Hochschullehrer/innen. Motivationsfördernd wirken auch Prämierungen solcher Studenteninitiativen.

*Die **Durchlässigkeit** zwischen beruflicher und hochschulischer Bildung kann verbessert, die zwischen Bachelor und Master weit offen gehalten und **individuelle Studienwege und Studiargeschwindigkeiten** können zugelassen und darüber hinaus explizit begünstigt werden:*

- All dies signalisiert, dass an den Hochschulen Wert darauf gelegt wird, dass jeder seine individuellen Talente ausschöpfen kann und dabei keine künstlichen Barrieren im Wege stehen.
- Die explizite Option von Teilzeitstudium in allen Studiengängen würde weniger das Langzeitstudieren fördern, sondern der Realität Rechnung getragen, dass Vollzeitstudien für die 60 Prozent aller Studierenden, die studienbegleitend arbeiten, ohnehin eine Fiktion sind.
- Hier gilt: Wer sich in Sachen Durchlässigkeit an die Spitze setzt, kann Innovationsgewinne einfahren. Wer darauf verzichtet, wird um die Herstellung von Durchlässigkeit auf mittlere Sicht ebenfalls nicht herum kommen, dann allerdings keinen Wettbewerbsvorteil mehr daraus ziehen können.

- Es sollte diesbezüglich jedenfalls keine formalen Gründe geben, die zur Abwanderung animieren.

*Die absehbar **zunehmende Heterogenität** der Studierenden betrifft nicht allein differenzierte kognitive Anfangsausstattungen, sondern auch unterschiedliche (berufs)biografische Erfahrungshintergründe, kulturelle Herkunft (sozial oder/und ethnisch), Lebensalter sowie Erwartungen und Intentionen, die sich individuell mit einem Hochschulstudium verbinden. Hier stehen Herausforderungen für die Hochschulen in ihrer Rolle als regionale Bildungsversorger an:*

- Reduzierte Altersjahrgänge und gleichzeitig erheblicher Fachkräftebedarf machen es notwendig, auch solche jungen Menschen für ein Hochschulstudium zu interessieren, die für ihre individuelle Qualifizierung bisher eher nichtakademische Optionen präferiert hätten.
- Daraus ergibt sich, dass die Heterogenität der Studierendenschaft deutlich zunehmen wird. Dies erfordert heterogenitätssensible Lehrkörper und Hochschulverwaltungen.

*Mit einer zunehmenden Heterogenität der Studierenden wird in den Hochschulen der demografisch herausgeforderten Regionen ein **Zielkonflikt** an Bedeutung gewinnen, der dauerhaft prozessiert werden muss, da er nicht aufzuheben sein wird: Es besteht zugleich die Anforderung,*

- sowohl die Öffnung der Hochschulen voranzutreiben und damit eine zunehmende Heterogenität der Studierendenschaft zu verarbeiten
- als auch die damit sich erhöhenden Abbruchrisiken nicht in ein Anwachsen der Studienabbruchzahlen münden zu lassen.

*Soll die regionale Fachkräfteversorgung gesichert werden, so darf die heterogener werdende Studierendenschaft nicht vorrangig als Träger von Begabungsmängeln, sondern muss grundsätzlich als erfolgreich **qualifizierungsfähige Klientel** betrachtet werden. Heterogenität von Studierendengruppen wird von den Lehrenden in der Regel als Problem wahrgenommen. Im Kontrast dazu findet sich in der Didaktik konstruktivistischer Prägung die Position, dass sich aus der Heterogenität von Lerngruppen didaktische Funken schlagen lassen. Dazu jedoch bedarf es spezifischer, nämlich **heterogenitätssensibler Fertigkeiten** der Lehrenden:*

- Entsprechende Angebote stoßen dann auf Zustimmung, wenn ihre Transaktionskosten für die Lehrenden nicht höher sind als die sich

einstellenden Effekte – bzw. positiv formuliert: Die individuelle Neigung, sich didaktische und Lehrorganisationskompetenzen anzueignen, ist umso höher, je deutlicher die daraus resultierenden Lehr-Lern-Effekte den deshalb zu treibenden Aufwand überschreiten.

- Daher bedarf es aufwandsrealistischer hochschuldidaktischer Angebote. Diese müssen in Rechnung stellen, dass die Lehrenden eine komplexe Berufsrolle auszufüllen haben und praktisch permanent mit Zeitproblemen kämpfen – m.a.W.: Auch bei bestem Willen sind sie häufig nicht in der Lage, komplizierte und aufwendige Handlungsalgorithmen für die Bewältigung von Lehr-Lern-Situationen zunächst zu studieren und sie dann mit entsprechendem Vor- und Nachbereitungsaufwand anzuwenden.
- Die Kunst der hochschuldidaktischen Angebote muss daher darin bestehen, für real gegebene – statt ideal gedachte – Bedingungen Lösungen zu offerieren. Deren Anwendung soll für die Lehrenden die Anzahl ihrer Probleme nicht vergrößern, sondern minimieren.

*Eine Teilentlastung für demografisch schrumpfende Regionen kann durch die **Integration von ausländischen Absolventen/Absolventinnen** ins regionale Beschäftigungssystem gelingen. Dies kann daran anknüpfen, dass zwei Drittel der ausländischen Studierenden gerne in Deutschland bleiben und arbeiten würden. Derzeit verbleiben tatsächlich rund 25 Prozent. (SVR 2012: 4) Vor allem in Ostdeutschland wären entsprechende Aktivitäten durchaus voraussetzungsreich:*

- Es bedarf dazu einer durchgängig praktizierten Willkommenskultur, die bereits während des Studiums ansetzen muss. Zu verbessern sind die oft noch mangelnde Sensibilität für die Bedarfe von Ausländer/innen und Migranten im allgemeinen sowie Englischkenntnisse und Umgangskultur in Behörden und Hochschulverwaltungen im speziellen.
- Einzudämmen ist vor allem das Risiko ausländerfeindlicher Übergriffe, im weiteren auch die Fremdenfeindlichkeit im Alltag.
- Ohne avancierte Deutschkenntnisse gelingt in der Regel kein Übergang in einen KMU-dominierten regionalen Arbeitsmarkt. Die international adressierten Studienprogramme werden jedoch häufig in englischer Sprache angeboten. Daher bedarf es solcher Programmstrukturen, die optional den Weg eröffnen, sukzessive aus englischsprachigen in deutschsprachige Lehrveranstaltungen zu wechseln. Diese können dann von denjenigen internationalen Studierenden in

Anspruch genommen werden, die für sich eine Berufsperspektive in Deutschland anstreben.

- Ebenso wird es hilfreich sein, den hohen Anteil der ausländischen Vollzeitstudierenden, der sein Studium nicht beendet, zu reduzieren. Er beträgt derzeit rund 50 Prozent. Ursachen dafür sind vor allem die ungewohnte Lehr- und Lernkultur in Deutschland, Sprachprobleme, ungenügende Kommunikation und Begegnung sowie daraus resultierende geringe Integration. (Heublein u.a. 2012: 33ff.)

*Hilfreich dürfte es sein, sich stärker als bisher den – in vielen nichtdeutschen Hochschulsystemen selbstverständlichen – Aufgaben der **Studierendenbetreuung** zu öffnen. Die verbreitete Rede von der „Hochschule als Dienstleistungsunternehmen“ kann sich an dieser Stelle als eindrucksvoll umsetzbare Handlungsmaxime erweisen:*

- Dazu bedarf es solcher Rahmenbedingungen, die zur Öffnung der Hochschulen für nichttraditionelle Studierendengruppen beitragen und die Nutzung der Diversity-Potenziale ermöglichen. Das betrifft entsprechende Strukturen etwa in der Kinderbetreuung in Randzeiten, angepasste und flexible Studienangebote, die teilzeitliches Studieren ermöglichen, Finanzierungsmodalitäten usw. Ebenso bedarf es entsprechender Einstellungen und Kenntnisse bei den lehrunterstützenden Bereichen in Verwaltung, Studienfachberatung und Studentenwerken, etwa in Gestalt von Leitfäden und Qualifizierungen.
- In diesem Sinne könnten die Hochschulen in demografisch herausgeforderten Regionen z.B. mit attraktiven Kernbotschaften für sich werben – und sie einlösen: „Bei uns können Sie *studieren*. Um alles andere kümmern wir uns.“
- Eine zweite Botschaft sollte daran anknüpfen, dass insbesondere Studienanfänger/innen besondere sozial-emotionale Sicherheitsbedürfnisse haben. Diese – dann einzulösende – Botschaft könnte daher lauten: „Bei uns sind Sie nur dann allein, wenn Sie es wirklich mal wollen. Vor allem aber sind Sie bei uns Mitglied einer Hochschul*community*.“

Werden solche Kernbotschaften glaubwürdig vermittelt und eingelöst, spricht sich das herum. Und die Neigung, an einer solchen Hochschule ein Studium aufzunehmen, steigt.

*Die **Integration der Alumni** kann sich zu einem strategischen Erfolgsfaktor einer Hochschule entwickeln. Alumni bilden die einzige Bezugsgrup-*

pe einer Hochschule, die auf der affektiven Ebene angesprochen werden kann:

- Nur die früheren Studierenden verbinden mit der jeweiligen Hochschule das Erlebnis einer prägenden biografischen Phase, so dass eine latent bereits vorhandene Bindung an die Hochschule aktualisiert werden kann, die nicht allein rational grundiert ist.
- Wo aber emotionale Faktoren eine Rolle spielen, kann weit eher ein Engagement angeregt werden, das nicht nur oder vorrangig Kosten-Nutzen-Abwägungen folgt.

21.2. Forschung und Entwicklung

*Die den ostdeutschen Hochschulen nur vereinzelt attestierte Forschungsexzellenz ist **nur zum Teil** einem hochschulinternen **Mangel an Leistungsfähigkeit** zuzuschreiben. Immerhin realisieren die ostdeutschen Hochschulen mit ca. 15 Prozent des gesamtdeutschen wissenschaftlichen Hochschulpersonals 14 Prozent **aller Drittmiteleinnahmen**. Dabei ist eine Aufwärtsbewegung zu beobachten: 2005 lag dieser Anteil bei 12 Prozent (Statistisches Bundesamt 2007: Tab. 1.7.2; 2013: Tab. 1.7.2.):*

- Allerdings wirken die regionalen Kontexte einschränkend. Sie sind typischerweise durch eine vergleichsweise kleinteilige Wirtschaftsstruktur, weniger ausdifferenzierte Innovationsstrukturen und eine zugespitzt verlaufende demografische Entwicklung gekennzeichnet. Hinsichtlich der Grundvoraussetzungen hochschulischer Exzellenz muss den ostdeutschen Hochschulen daher ein objektiver Wettbewerbsnachteil attestiert werden.
- Daraus lässt sich ein besonderer Anreiz für ostdeutsche Hochschulen ableiten, ihre Sitzregionen aktiv mitzugestalten. Regionales Engagement erscheint vor diesem Hintergrund als Zukunftsinvestition in die eigene hochschulische Leistungsfähigkeit.

*In der Verbindung von Forschungsfunktion und regionalem Engagement lassen sich wechselseitig **Ausstattungs- und Legitimationsressourcen** gewinnen, die beide Seiten stärken. Insbesondere kann ein verstärktes regionales Wirksamwerden der Hochschulen im Forschungsbereich umfassen:*

- die Befriedigung regionaler Wissensbedarfe in der Verbindung von Grundlagen- und Anwendungsforschung,

- den Anschluss der jeweiligen Region an die überregionalen Kontaktschleifen des Wissens,
- das Streben nach flächendeckender Solidität von Lehre und Forschung,
- um punktuell auch Exzellenz zu erreichen.

*Eine Orientierung auf ein verstärktes regionales Wirksamwerden der Hochschulen in den demografisch herausgeforderten Regionen darf die Hochschulen nicht in ihrem **akademischen Identitätskern** beschädigen – muss dies aber auch nicht:*

- Sie ist vielmehr Voraussetzung, um die Kapazitäten der Hochschulen – und zwar ausdrücklich unter Mobilisierung ihres akademischen Kerns – zu sichern.
- Anders als sonstige Akteure sind Hochschulen prädestiniert, Entwicklungen nicht einfach geschehen zu lassen, sondern dazu beizutragen, einen strategischen Umgang mit ihnen zu entwickeln: Sie haben die intellektuellen Kapazitäten im Haus, um die Aufklärung der Problemlagen zu betreiben.

*Allein die Hochschulen und ihre Institute verfügen als regionale Akteure über die **intellektuellen Ressourcen und überregionalen Vernetzungen**, um sowohl einen Teil der identifizierten regionalen Wissensprobleme im eigenen Hause lösen als auch für den anderen Teil die Lösung unter Einbeziehung überregionaler Partner organisieren zu können. Widmen sie sich dieser Aufgabe, fällt es leichter, die eigene Unentbehrlichkeit nicht nur zu behaupten, sondern auch zu plausibilisieren:*

- Eher erfolgswahrscheinlich dürfte hingegen eines sein: mit der Begründung, vor allem die überregionale Rolle der jeweiligen Hochschule entwickeln zu wollen, ihrem regionalen Wirksamwerden keine größere Aufmerksamkeit zu widmen und zugleich das bisherige Verfehlen der globalen Bedeutsamkeit damit zu begründen, dass die Ausstattung und die Kontexte lediglich einer Hochschule regionaler Bedeutsamkeit entsprächen.
- Überdies kann die Regionaloption an die Seite einer Exzellenzorientierung in Teilbereichen treten. Damit lassen sich Legitimationsgewinne einfahren, die für einen größeren Teil der Hochschulen bzw. einzelne ihrer Fachbereiche auf dem Wege von Exzellenzwettbewerben nicht zu erlangen sind.

Sofern man sich der **nichtökonomischen Voraussetzungen** regionaler incl. regionalökonomischer Entwicklungen bewusst ist, fehlt es heute weitgehend an konkretem Wissen über die Wirkungszusammenhänge. Dies lässt sich positiv wenden:

- Hochschulische Wissensexpertise kann zunächst dafür verwandt werden, die regional spezifischen Potenziale, Lücken, Hemmnisse und vor allem Wirkungszusammenhänge zu erforschen, um Beiträge zur Regionalentwicklung – und damit wiederum auch zur Eigenlegitimation der Hochschulen – leisten zu können.
- Insbesondere für die Geistes- und Sozialwissenschaften ergeben sich hier Chancen, insofern sie landläufig einem außerhalb ihrer Kommunikationszusammenhänge heiklen Image unterliegen: Sie könnten zu den wichtigsten regionalen Herausforderungen entweder nur wenig beitragen oder betrachteten dies nicht als ihre Aufgabe. Und wenn doch, dann seien die Beiträge zu abstrakt oder zu kompliziert oder beides, jedenfalls nicht so recht hilfreich. Diesem Image kann entgegengearbeitet werden.

Wenn Hochschulen zu den zentralen regionalen Innovationsagenturen werden, ist ein **weiter Innovationsbegriff** zugrundezulegen. Dieser verkürzt nicht ökonomistisch allein auf Produkt- und Verfahrensinnovationen, sondern bezieht ausdrücklich auch **soziale Innovationserfordernisse** ein. Damit gelangen auch die möglichen Erträge und Folgen einer Verwissenschaftlichung der Gesellschaft einschließlich der damit einhergehenden kulturellen Prägungen in den Blick. In diesem Sinne sind auch alle Fächer angesprochen. Neben ökonomischen herrscht in den schrumpfenden Regionen kein Mangel an nichtökonomischen Herausforderungen. Daraus folgen Wissensbedarfe:

- Die Wissensbedarfe bestehen etwa hinsichtlich der Gestaltung des Verhältnisses besiedelter und entsiedelter Räume, der Infrastruktur und Verwaltungsprobleme dünn bevölkerter Siedlungsgebiete, der Sozialraumentwicklung oder der Neubestimmung des Verständnisses von Erwerbstätigkeit incl. der Veränderung individueller Lebensverlaufsregimes.
- Die Wissensbedarfe müssen allerdings nicht nur formuliert, sondern auch bedient werden.
- Anders als sonstige Akteure sind Hochschulen prädestiniert, die Entwicklungen nicht einfach geschehen zu lassen, sondern einen wissensgestützten strategischen Umgang damit zu entwickeln.

*Die Forderungen nach angemessener Hochschulausstattung kann mit **Leistungszusagen** verbunden werden, die auch hochschulfernen Gesprächspartnern, etwa in der Politik, plausibel machen, dass die überwiesenen Gelder mit hoher Wahrscheinlichkeit auch **regional benötigte Effekte** zeitigen werden:*

- Der am nächsten liegende, da dem Selbstverständnis der Hochschulen am ehesten entsprechende Ansatz ist die offensive Selbsteinordnung in regionale Wissensinfrastrukturen. In einer wissenschaftlichen Perspektive hat eine solche Selbsteinordnung einerseits eine unmittelbare Plausibilität. Andererseits formuliert sie auch implizit die Verantwortung des Landes für Aufrechterhaltung und Förderung dieser Strukturen.
- Ordnen sich die Hochschulen offensiv in die regionalen Wissensinfrastrukturen ein, so steigern sie ihre Wahrnehmung als Teil eines über ihrem Land liegenden Netzes, das Zukunftsfähigkeit verbürgt.
- Die ostdeutschen Hochschulen können damit zugleich eine Kompensationsfunktion innerhalb der regionalen Wissenssysteme beglaubigen, die ihnen infolge der Minderausstattung des Ostens mit privat finanzierter Industrieforschung zufällt.

*In einem weiteren Schritt können sich die Hochschulen als **Knotenpunkte eines in die Region vernetzten Wissensmanagements** aufstellen. Regional wie überregional verfügbare wissenschaftliche Wissensbestände sind für regionale Akteure nutzlos, wenn sie nicht von ansprechbaren Experten gewusst und mit Blick auf die Situation vor Ort durchsucht, geordnet, aufbereitet und kommuniziert werden. Wird dies jedoch geleistet, lässt sich die Bedeutsamkeit der Hochschulen für die regionalen Kontexte steigern – und zwar, indem sie ihre genuinen Kompetenzen nutzen. Die Aufgaben dieses Wissensmanagements wären dreierlei:*

- ungenutztes Wissen aktivieren,
- die Erzeugung noch nicht vorhandenen, aber benötigten Wissens anregen und
- Problemstellungen mit – auch überregional – vorhandenem Problemlösungswissen zusammenführen.

Spätestens, wenn zur Bearbeitung regionaler Problemlagen gescheite Einordnungen zunächst unsortierter Informationen benötigt werden, sollte es die Wissenschaft beunruhigen, wenn nicht sie es ist, die um diese Einordnungen gebeten wird. Dann sollten die Ursachen identifiziert wer-

*den. Häufig sind dies die **konventionellen Formate**, mit denen Hochschulen den Bedarf nach regionaler Vernetzung zu bedienen meinen:*

- So erschöpft sich regionales Wissensmanagement nicht in der Erstellung von Forschungsdatenbanken. Solche sind Voraussetzungen für Problemlösungen, aber noch nicht die Problemlösung selbst.
- Sie sind um weitere datenbankbasierte Wissenssysteme zu ergänzen: Transferatlanten, Experten-Pools oder Verfügbarkeitskataloge zu Spezialgeräten und Laboren, die an Hochschulen existieren und auch von außerhochschulischen Partnern genutzt werden können, etwa für Rapid Prototyping.
- Ein regional vernetztes Wissensmanagement muss Wissensbedarfe bei regionalen Bedarfsträgern auch aktiv identifizieren, statt allein passive Informationsangebote zu unterhalten. Insbesondere dann, wenn innovationsfernere Branchen in Innovationsprozesse einbezogen werden sollen, ist ein solches Aktivwerden zwingende Voraussetzung.
- Die Navigation durch die öffentlich finanzierten Wissensangebote sollte nicht allein den potenziellen externen Interessenten, die sämtlich unter Zeitknappheit agieren, überantwortet werden. Intuitive Nutzerführung und Niedrigschwelligkeit sind hier basale Anforderungen.

*Seitens nichthochschulischer regionaler Akteure können Bedarfe und Leistungserwartungen offensiver als bislang an die Hochschulen herangetragen werden. An den Hochschulen könnten für derartige Anliegen Einrichtungen in Form einer **One-Stop-Agency** eingerichtet bzw. bestehende Transferstellen entsprechend umorganisiert werden. Solche zentralen Ansprechpartner innerhalb der Hochschulstrukturen können als Gatekeeper in der hochschulischen Außenkommunikation fungieren und zugleich die hochschulinterne Informationsweitergabe vereinfachen:*

- Damit bestünde eine definierte Ansprechstelle, durch die ein Wissensproblem bzw. -bedarf aufgenommen und ggf. gemeinsam eine Präzisierung des Anliegens vorgenommen wird.
- Sodann wird von dort aus dieses Problem aufbereitet. Dabei bleiben für den jeweils Anfragenden im Hintergrund bestehende Institutionengrenzen weitestgehend unsichtbar.
- Am Ende wird für das Wissensproblem ein Lösungspaket präsentiert, das, soweit im konkreten Falle sachlich geboten, sämtliche Instrumentarien mobilisiert, die zur Verfügung stehen: Informationsrecher-

che, Erschließung bereits analysierter vergleichbarer Fälle, ggf. empirische Untersuchung, Lehrforschungsprojekt, studentische Abschlussarbeit, Weiterbildung von Mitarbeitern, Vermittlung von Absolventen usw.

*Leistungsfähige Forschung benötigt **zumindest einzelne Leistungsträger/innen**, die Strategiefähigkeit und Mitteleinwerbungen sicherstellen sowie auf den wissenschaftlichen Nachwuchs und dessen Reservoir – überdurchschnittliche Studierende – magnetisierend wirken. Um solche Leistungsträger zu gewinnen und zu halten, bedarf es entsprechender **Ausstattungen**:*

- Dafür muss zunächst der Umstand korrigiert werden, dass ein Großteil der W-Besoldungsreform, nämlich die Flexibilisierung nach oben, an den ostdeutschen Hochschulen häufig kaum angewandt wird. Das setzt hochschulintern eine entsprechende Leistungskultur voraus. Nur so lässt sich vermeiden, dass die Abwehr von Abwanderungen einzelner Leistungsträger nicht fortwährend als individualisierter Verteilungskonflikt innerhalb der Professorenschaft auszufechten ist.
- Desweiteren werden für Ausstattungen einzelner Leistungsträger, die über die individuelle Besoldung hinausgehen, Sonderfinanzierungstitel im Hochschul- oder Landeshaushalt benötigt. Nur über solche lässt sich sichern, dass kurzfristig die grundsätzlich nicht planbaren Ausgaben bereitstehen, die zur Abwehr eines Konkurrenzangebotes benötigt werden.
- Schließlich bedarf es nichtmonetärer Ansiedlungsanreize durch Zusatzangebote jenseits des eigentlichen Arbeitsplatzes. Entsprechende Ansatzpunkte wären hier Dual-Career-Programme, ausgebaute Kinderbetreuung oder Angebote der organisatorischen und finanziellen Unterstützung beim Umzug und Ortswechsel incl. Wohnraumsuche.

*Hochschulen, die weniger als andere mit besonders attraktiven Vergütungen bzw. Besoldungen und individuellen Ausstattungen locken können, müssen **alternative Motivationsanreize** erschließen, um Personal zu binden. Die entscheidende Knappheit, die Wissenschaft behindern kann, betrifft die zur Verfügung stehende Zeit. Indem heute beträchtliche Anteile am Zeitbudget von Wissenschaftlern für rollenfremde Tätigkeiten aufgewandt werden müssen, wird zugleich die individuelle Motivation untergraben, z.B. für die Wahrnehmung nun auch noch regional relevanter Aufgaben. Daran anknüpfend kann eine radikale **Entlastung von büro-***

kratischen Nebenfunktionen zugleich *Leistungsreserven erschließen wie auch an die intrinsischen Interessen von Wissenschaftlern anknüpfen:*

- Eine Hochschulzukunftstrategie, die auf maximale Mobilisierung der endogenen Ressourcen setzt, könnte bei radikaler Entbürokratisierung ansetzen: „Bei uns können Wissenschaftler bürokratiefrei lehren und forschen!“, müsste das Signal nach innen und außen sein.
- Dabei sind nicht allein mangelnde Deregulierungen auf der Ebene des Staat-Hochschule-Verhältnisses für hochschulinterne Bürokratisierungen verantwortlich zu machen. Nötig und möglich ist ebenso – und ggf. auch erst einmal unabhängig von gesetzlichen Deregulierungen – eine Entbürokratisierung auf der Arbeitsebene, d.h. der Ebene der wissenschaftlichen und administrativen Einheiten, Institute und Professuren.
- Handlungsoptionen sind dabei z.B. die Professionalisierung der Administration, Aufgabenumschichtungen innerhalb Einrichtungen zugunsten der Verwaltung – vorzugsweise mit eingebauten Leistungskomponenten – oder die Einrichtung einer hochschulinternen One-Stop-Agency für administrative Probleme, welche dann verwaltungsintern die Klärung des Vorgangs auslöst und nach erfolgreicher Bearbeitung das Ergebnis übermittelt.

*Da Ostdeutschland nur den weitaus kleineren Teil der Bundesrepublik bildet, findet schon aus Mengengründen akademische **Aufwärtsmobilität** vorrangig **in Ost-West-Richtung** statt. Damit wird den ostdeutschen Hochschulen aus hochschulsystemimmanenten Gründen ihr eigenes, mit einigem Aufwand herangebildetes Nachwuchspotenzial entzogen. Zudem bestehen im Bereich des zunächst verbleibenden Nachwuchses **Bindungsprobleme**. Daher erscheinen Initiativen wünschenswert, mit denen vermieden wird, akademische Mobilität nach einer Qualifikationsstufe auch dann zu erzwingen, wenn es **organisationszweckwidrig** ist. Hierzu sind neben den allgemein bekannten, etwa vom Wissenschaftsrat mehrfach vorgetragenen Vorschlägen – z.B. **Tenure Tracks für Juniorprofessoren** –, weitere Aktivitäten denkbar:*

- Schaffung hochschulinterner Aufstiegsmöglichkeiten im Sinne kalkulierbarer Karrieren, ggf. nach einer zeitweiligen Entsendung zu einem Arbeitsaufenthalt an einer in- oder ausländischen Hochschule, um auf die positiven Effekte akademischer Mobilität dennoch nicht verzichten zu müssen;

- Finanzierung der Transaktionskosten für Forschergruppen, die hochschulübergreifend vom wissenschaftlichen Nachwuchs selbst organisiert werden;
- gemeinsame Berufungen von Nachwuchsgruppenleitern außeruniversitärer Institutionen auf Juniorprofessuren;
- Auslobung eines ostdeutschen Nachwuchspreises, z.B. in Verbindung mit einer mitfinanzierenden Stiftung und gekoppelt an die Offerte, an einer ostdeutschen Hochschule eine Nachwuchsgruppe aufbauen zu können.

*Eine der wichtigsten endogenen Ressourcen einer Region stellt die **Kooperation** zwischen **Hochschul- und außeruniversitärer Forschung** dar. Da sowohl die Hochschulen als auch die außeruniversitären Forschungseinrichtungen öffentlich finanziert werden und damit vglw. stabil sind, liegt es nahe, hier besondere Potenziale der Forschungskoope-
ration zu vermuten:*

- Zwar ist die wissenschaftliche Kommunikation prinzipiell grenzenlos, doch ermöglicht die räumliche Nähe Kooperationen mit niedrigen Transaktionskosten: Kurze Wege, Face-to-face-Kommunikation usw. verringern den Aufwand, um Kooperationen anzubahnen und aufrechtzuerhalten.
- Wissenschaftler kooperieren dann innerhalb ihrer Sitzregion, wenn sie dort passende Partner finden. Die fachliche Nähe spielt bei (ggf. überregionalen) Kooperationen eine bedeutendere Rolle als die räumliche. Entfernungswiderstände werden bei wissenschaftlichen Kooperationen praktisch nicht wirksam.
- Um kognitiv bestimmte, d.h. auf Erkenntnisgewinn zielende Interessen und räumliche Nähe in gemeinsame Aktivitäten münden zu lassen, bedarf es zweierlei: der Gestaltung günstiger Kontexte und eines auf das konkrete Vorhaben abgestimmten Einsatzes der zur Verfügung stehenden Kooperationsinstrumente.
- Die Gestaltung günstiger Kontexte zielt darauf ab, Gelegenheitsstrukturen zu schaffen, in denen potenzielle Partner die Chance haben, ihre gemeinsamen Interessen zu entdecken und wahrzunehmen. Günstige Gelegenheitsstrukturen wiederum vereinfachen Suchprozesse nach neuem Wissen. Dabei sind die wissensbezogenen Such- und Findenprozeduren grundsätzlich nicht planbar. Gelegenheiten werden genutzt oder auch nicht. Plan- und gestaltbar sind hingegen Arrangements und Kontexte, welche die Wahrscheinlichkeit von Kontakten, Kopplungen und letztlich Kooperationen erhöhen.

- Die Bildung von Gelegenheitsstrukturen für Suchprozesse nach neuem Wissen kann insbesondere durch räumliche Verdichtungsprojekte gefördert werden. Die Zusammenführung von Hochschulinstituten, außeruniversitären Forschungseinrichtungen und wissensintensiven Unternehmen an einem Ort – einem Wissenschaftscampus – birgt das Potenzial, zur Bildung von Wissensmilieus beitragen zu können, d.h. zur Bildung relativ homogener Interaktionsformen mit erhöhter Binnenkommunikation. (Vgl. Matthiesen/Bürkner 2004: 77)

*Um Handlungsbedarfe im Hinblick auf Kooperationsaktivitäten zu identifizieren, bedarf es einer Referenzgröße. Hierfür lässt sich ein **statistischer Erwartungswert** nutzen: Welcher Umfang an Kooperationen kann in einer Region, gemessen an ihrer Größe, überhaupt erwartet werden?*

- Dazu wird der Anteil der regionalen Kooperationsaktivitäten an allen bundesweiten Aktivitäten ins Verhältnis zur relativen Größe der Region gesetzt. Vereinfacht angenommen, ein Land hat zirka fünf Prozent der Bundesbevölkerung, fünf Prozent des gesamtdeutschen BIPs, fünf Prozent des in Deutschland beschäftigten wissenschaftlichen Personals usw.: Dann kann auch erwartet werden, dass etwa fünf Prozent der deutschlandweiten Forschungsk Kooperationen in diesem Land konzentriert sind.
- Ergänzend und präzisierend lassen sich die Landesanteile an der Professorenschaft, den Beschäftigten der vier großen Forschungsorganisationen sowie den Ausgaben aller Länder für Universitäten und außeruniversitäre Forschung einbeziehen.
- Die regionale Kooperationsintensität kann durch quantitative Feststellung der einschlägigen Einzelinstrumente ermittelt werden: z.B. Helmholtz Graduate Schools, FhG-Innovationscluster, Max-Planck-Fellowships, Helmholtz Virtuelle Institute, Exzellenzcluster, MPG-Tandemprojekte oder Helmholtz Translationszentren.
- Es wird sich herausstellen, dass von den verfügbaren Kooperationsinstrumenten einige sehr intensiv, andere unterdurchschnittlich, manche bislang noch nicht genutzt werden – jeweils gemessen am statistischen Erwartungswert. Bei den letztgenannten Kategorien – unterdurchschnittlich und noch nicht genutzte Instrumente – bestehen dann die größten unausgeschöpften Kooperationspotenziale.

21.3. Sozialraumbezug

*Im Unterschied zum alten Hochschulregionalismus ist der neue nicht mehr passiv – einfach dadurch wirksam, dass die Hochschulen da sind –, sondern **aktiv**: Es wird von den Hochschulen erwartet, dass sie für ihre Region etwas tun:*

- Damit sind auch die herkömmlichen Berechnungen bloßer Anwesenheitseffekte allein nicht mehr hinreichend überzeugend, um sich als Hochschule regional zu legitimieren: Konsum und Mietzahlungen der Hochschulangehörigen, Dienstleistungsnachfrage der Hochschule, Einkommens- und Lohnsteuerzahlungen der Hochschulbeschäftigten (15 Prozent verbleiben bei der Wohnortgemeinde).
- Vielmehr wird die Wahrnehmung einer *Third Mission* der Hochschulen, die zu den klassischen Funktionen Lehre und Forschung hinzutrete, eingefordert. Dies betrifft einerseits wirtschaftsbezogene Aktivitäten: Wissenstransfer durch Absolvent/innen, Ausgründungen aus Hochschulen, Industriekontrakte, Patentierungs- und Copyrightaktivitäten. Andererseits wird damit sozialraumbezogenes Handeln der Hochschulen angesprochen.
- Sozialräumliche Aktivitäten der Hochschulen können wiederum an Anwesenheitseffekte anknüpfen: bauliche Präsenz im Stadtraum, Belebung der Lokalität (und Lokalitäten), kulturelle Heterogenisierung durch das studentische Milieu, ggf. auch in Dissonanz mit der angestammten Bevölkerung. Daran anschließendes Handeln soll sich beziehen auf außerökonomischen Wissenstransfer durch Absolvent/innen, Kontrakte mit öffentlichen Aufgabenträgern, Partizipation am politischen Geschehen, Teilhabe am sozialen Geschehen vor Ort und Mitwirkung an *public understanding of science*-Programmen. (Vgl. Laredo 2007: 447) Wünschenswert sind schließlich kulturelle Prägewirkungen der Hochschulen auf ihren Sitzort.

*Die Aktivitäten der Hochschulen im Bereich der Regionalentwicklung zu **systematisieren** hilft, bereits stattfindendes sichtbar zu machen sowie Leistungslücken zu identifizieren. Dabei sollte regionales Engagement **nicht als Selbstzweck** betrieben werden, sondern zum Erreichen hochschuleigener Zielsetzungen beitragen (Daimer et al. 2013: 2):*

- Hochschulen und ihre Leitungen sind heute typischerweise nicht umfassend aussagefähig zu den regionalen Leistungen, die an und von ihrer Einrichtung bereits erbracht werden.

- Entsprechend gering ausgeprägt ist die Kommunikationsfähigkeit zu diesem Thema. Die strategische Nutzung der bereits laufenden Aktivitäten zur Festigung die eigene Organisationsposition kann jedoch besser gelingen, wenn die regionsbezogenen Aktivitäten auch strategisch kommuniziert werden.
- Innerhalb der hochschulischen Kernleistungsbereiche Lehre und Forschung bestehen zahlreiche Schnittstellen zu regional wirksamen Beiträgen. Diese zu erschließen führt dazu, dass nicht nur keine Ressourcen aus Lehre und Forschung abgezogen werden, sondern sich zusätzliche Ressourcen erschließen lassen. Diese können finanzieller, kognitiver und legitimatorischer Art sein.

*Nahezu alle Hochschulen befinden sich in Städten. Um standortspezifische Voraussetzungen und Wirkungen hochschulischer Tätigkeiten sichtbar- und beeinflussbar zu machen, müssen **lokalspezifische Standortgemeinschaften** berücksichtigt werden, die allein durch den Begriff „Stadt“ nicht hinreichend beschrieben sind:*

- Die Ausprägungsgrade von Heterogenität, Diversität, Toleranz, Dichte und Offenheit fallen mit abnehmender Einwohnerzahl tendenziell ab. Damit verbunden sinkt die Wahrscheinlichkeit, auf Unbekanntes, Unerwartetes, Ungleiches und Unfertiges – die Basis noch nicht gedachter und ausprobiertener Alternativoptionen – zu treffen. Es sinkt die Innovationswahrscheinlichkeit, soweit sie allein auf Milieueffekten gründet.
- Mit zunehmender Einwohnerzahl steigt meist die Bevölkerungs-, Kontakt- und Institutionendichte. Damit einhergehend sinkt einerseits der Grad (individuell empfundener) sozialer Kontrolle. Andererseits wächst die Fehlertoleranz durch zunehmende Alternativoptionen: Das Umfeld der Stadt wird umso fehlerfreundlicher, je mehr Entscheidungen – durch anwachsende Zahl an bereitstehenden Alternativen – unter verhältnismäßig geringem Ressourcenverlust revidiert werden können.
- Schrumpfende Städte stehen vor der Herausforderung, die ‚natürlichen‘ Effekte von Größe und Dichte durch substituierende Maßnahmen zu ermöglichen. Das wird ihnen umso leichter fallen, je stärker sie ortsansässige Hochschulen einbinden – wie sich leicht im Kontrast zu Städten ohne diese Möglichkeit, da ohne Hochschule, beobachten lässt.

Städte und Hochschulen sind sich in einem Punkt sehr ähnlich, der wiederum Synchronisationen ihrer Entwicklung fördern kann: Beide sind

Inkubatoren von (sozialer und wirtschaftlicher) **Innovation**. Die Hochschulen sind dies, weil sie (auch) Zonen darstellen, in denen frei von unmittelbarem Handlungsdruck nachgedacht und ausprobiert werden kann. Städte sind solche Inkubatoren, weil sie im Unterschied zu sämtlichen sonstigen Siedlungsformen ihren Bewohnern Möglichkeiten bieten, sich sozialer Kontrolle zu entziehen:

- Hochschulen und Städte sind Inkubatoren von Innovation, weil (und wenn) sie Freiräume und geschützte Zonen für das bisher noch nicht Gedachte und Ausprobierte, für scheinbar Abwegiges und noch Unreifes bieten.
- Beide sind gleichermaßen durch Heterogenität gekennzeichnet. Deren wichtigstes Merkmal ist die Mischung von Konformität und Nichtkonformität.
- Jegliche Innovation benötigt Risikotoleranz, und Städte bieten ein fehlerfreundliches Umfeld, in dem Entscheidungen revidiert werden können, weil Alternativen bereitstehen.
- Innovation ist immer das Noch-nicht-Mehrheitsfähige. Was bereits mehrheitsfähig ist, ist Mainstream. Dieser erstarrt irgendwann zur Orthodoxie – und ist spätestens dann reif für die Ablösung durch erneute Innovation. Dieser Kreislauf benötigt eine permanente Zufuhr kognitiver Energien – und jene können Hochschulen sicherstellen, indem sie interessierte und interessante Menschen in die Stadt ziehen bzw. in der Stadt halten.
- Für diese schließlich können Hochschulen und Städte mit gegenseitig sich ergänzenden Vorteilen aufwarten: Hochschulen bieten Zeitsouveränität, Städte bieten Raumsouveränität. Die gemeinsame Nutzung beider erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass innovierende Zufälle eintreten.

Mit den Debatten um die ‚**creative Stadt**‘ rücken Hochschulen als Ausbilder der kreativen Klasse und Kerne kreativer Milieus vermehrt in den Fokus der Stadtentwicklungspolitik. Zwar hat das Konzept der kreativen Stadt bislang wenig praktische Wirkungen hinsichtlich der Entstehung oder Erzeugung kreativer Städte gezeigt. Doch für Hochschulen hat es eine wichtige Funktion entwickeln können: Durch dieses Konzept kam es zu einer deutlichen Sensibilisierung für die **kulturelle Produktivität von Hochschulen**. Daraus resultieren strategische Bemühungen, entsprechende Wirkungen durch eine aktive Gestaltung des Verhältnisses von Stadt und Hochschule zu fördern. Hierbei sind allerdings **realistische Erwartungshaltungen** auszuprägen:

- Um dem Widerspruch von metropolitan geprägten Konzepten und nichtmetropolitanen Umsetzungsbedingungen zu begegnen, müssen die zentralen Unterschiede zwischen Metropolen und kleineren/mittleren Städten sowie die Wirkungen der differenzierten Ortsbedingungen herausgearbeitet werden.
- In Auswertung von diversen Entwicklungen kreativer Zentren sind – neben einer gewissen Stadtgröße und einer grundsätzlichen Offenheit für Außenseiter und Fremde – zwei zentrale Rahmenbedingungen für deren erfolgreiches Entstehen identifiziert worden: zum einen eine krisenhafte Situation, zum anderen mobilisierbares Kapital (Hall 1998). Ersteres ist in vielen ostdeutschen Städten unzweifelhaft gegeben, letzteres häufig nicht.
- Jeweils ortsspezifisch ist vor allem eine Frage zu beantworten: Welche Resonanzbedingungen finden Hochschulen an ihren jeweiligen Standorten vor, um innerhalb der Stadtentwicklung eine prägende Rolle zu spielen?

21.4. Kooperation, Kommunikation und Governance

*Die laufenden regionsbezogenen Hochschulaktivitäten sollten verstärkt – besonders auf Hochschulleitungsebene – wahrgenommen werden, um sie in die **strategische Hochschulkommunikation** einzuspeisen:*

- Dabei geht es zum einen darum, über das, was ohnehin bereits geschieht, auch zu reden, also herauszustellen, was nun einmal vorhanden ist. Denn selbst dort, wo sie es gar nicht als ihre Aufgabe ansehen, verfügen die Hochschulen in ihrem Handeln über durchaus zahlreiche regionale Anknüpfungspunkte und vorzeigbare Ergebnisse mit regionaler Relevanz.
- Zum anderen eröffnet eine solche strategische Kommunikation Optionen zur Bündelung und Unterstützung seitens verschiedener hochschulinterner Leitungsebenen als auch hochschulexterner Stellen jenseits einzelner Hochschullehrer oder Fachbereiche.

*Die Hochschulkommunikation mit lokalen und regionalen Akteuren ist **Schnittstellenkommunikation**. Damit sind Übersetzungsleistungen zwischen drei unterschiedlichen Rationalitäten zu erbringen: zwischen*

- der wissenschaftlichen Rationalität mit der Codierung „wahr/unwahr“, d.h. mit dem Ziel, kognitive Geltungsansprüche für Aussagen – Entdeckungen, Erklärungen, Deutungen – durchzusetzen;
- der politischen Rationalität mit der Codierung „machtüberlegen/machtunterlegen“ (Luhmann 2000: 99), d.h. mit dem Ziel, gesellschaftliche Gestaltungsmacht zu sichern bzw. zu erlangen;
- der Verwaltungsrationalität mit der an Regelkonformität und Ressourcenverfügbarkeit gebundenen Unterscheidung „machbar/nicht machbar“, d.h. mit dem Ziel, bürokratische Anschlussfähigkeit zu früherem Verwaltungshandeln herzustellen und zu künftigem Verwaltungshandeln zu ermöglichen, also: Risiken zu vermeiden.

Die Schnittstellenkommunikation wird mit hoher Wahrscheinlichkeit erfolgreicher sein, wenn die gängigen Vorurteile gegenüber der Wissenschaft berücksichtigt und sie nicht mit den gängigen Vorurteilen gegenüber der Nichtwissenschaft beantwortet werden.

*Die Hochschulkommunikation mit lokalen und regionalen Akteuren bedarf solcher **Formate**, die an Kommunikationsgewohnheiten der Adressaten anschließen. Denn welche Expertise sie zu welchem Zweck nutzen, bestimmen die Nachfrager, nicht die Anbieter (Ronge 1996: 137f.). Immer disponiert die Empfängerseite über den Anschluss an Kommunikationsangebote sowie die dafür mobilisierten Strategien und Motive. Hier lässt sich denken an:*

- landesweite Transferportale, welche die regional relevanten Hochschulaktivitäten an einem Ort zusammengeführt zeigen – wie es manche Transferstellen bereits lokal begrenzt tun. Diese müssten die individuelle Navigation durch zahlreiche Angebote überflüssig machen, da es zu diesen über eine optimierte Struktur hinführt, ohne dass die Suchenden sich zugleich in der Angebotsvielfalt verlieren;
- Online-Wissensatlanten zu einzelnen Themenfeldern, diese nicht instituts-, fach- oder ortsbezogen aufgebaut (da dies von außen in der Regel nicht als relevant nachvollziehbar wird), sondern vorzugsweise fragestellungs- bzw. problembezogen organisiert, mit niedrigschwelligen Präsentationsformen, aufbereiteten Good-practice-Beispielen, Ansprechpartnern, Hinweisen auch zu externen Wissensressourcen usw.;
- jährliche Third-Mission-Bilanzen der Hochschulen, die sich in die ohnehin stattfindenden Jahresberichterstattungen integrieren ließen. Solche Bilanzen stellten sämtliche Aktivitäten dar, die unmittelbar gesellschaftsbezogen sind und die herkömmlichen Aufgaben in For-

schung und Lehre erweitern, mithin: Wissenstransfer, Kooperationen mit öffentlichen Aufgabenträgern, Partizipation am politischen Geschehen, Teilhabe am sozialen Geschehen vor Ort und Mitwirkung an *public understanding of science*-Aktivitäten;

- In einem fortgeschrittenen Stadium können Wissensplattformen entstehen, die auf der Basis der genannten Instrumente nicht nur bereits Vorhandenes präsentieren, sondern auch aktiv Wissensbedarfe identifizieren und Wissensproduktion anregen.

*Städte und Regionen verfügen in Bezug auf die Hochschulen kaum über Steuerungsmechanismen. Daher müssen Anstrengungen, ein produktives Kooperationsverhältnis zwischen Stadt bzw. Region und Hochschule zu etablieren, **konsensual** erfolgen. Hierfür erscheint die Bildung von **Netzwerken** als am ehesten erfolgversprechender Weg, um über punktuelle Aktivitäten hinaus zu einer kontinuierlichen und zielorientierten Kooperation von Stadt und Hochschule zu gelangen:*

- Da Ideen an soziale Träger gebunden sind, müssen die Netzwerke nicht (nur) hochschulische Strukturen, sondern die Arbeitsebene der einzelnen Wissenschaftler erreichen.
- Den Wissenschaftler/innen wiederum sollte die Kooperation in der Region so offeriert werden, dass sie nicht als zusätzliche Aufgabe, sondern als Möglichkeitsraum – als eine besondere Art der wissenschaftlichen Tätigkeit – erfahrbar wird.
- Um Ideen für die Region zu entwickeln, bedarf es eines Problembewusstseins für die regionalen Gegebenheiten. Ist dieses entwickelt, muss es auf Resonanz in der Region treffen. Das heißt: Auch regionale Akteure müssen für die Problemlagen und Handlungsbedarfe der eigenen Region sensibilisiert sein.
- Die Akteursnetzwerke müssen stabil und erreichbar sein. Das heißt, es bedarf einer Institutionalisierung. Diese wiederum muss so gestaltet sein, dass Netzwerkbürokratie vermieden wird.
- Ratsam ist es, die Bildung eines Netzwerks mit einer Diagnose des sozialen Systems, innerhalb dessen die Ziele umgesetzt werden sollen, zu verbinden: Wer sind die relevanten Personen, die den Netzwerkerfolg maßgeblich beeinflussen und damit das Netzwerk relevant behindern oder unterstützen können? Dann lässt sich z.B. abschätzen, von wo Einwände und Widerstände zu erwarten sind, und es kann dementsprechend agiert und vorgebeugt werden. (Vgl. König/Volmer 1999: 12)

Für jegliche **Kooperationen** zwischen Hochschulen und regionalen Partnern muss immer auf der Grundlage der regionalen Situation, der Interessenlagen und der einsetzbaren Ressourcen entschieden werden, welche Schwerpunkte gesetzt werden sollen und können. Dafür gibt es einige **strategische Erfolgsfaktoren**. Diese sollten in die jeweilige institutionelle Policy eingebaut werden:

- Vermeidung grober Dysfunktionalitäten, etwa Überbeanspruchungen der Studierenden durch das Bologna-Zeitregime, oder Konformitätsdruck, der dem Ausprobieren innovativer Ideen entgegensteht, oder städtische Bürokratie, die Kooperationen erschwert.
- Elementare formale Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass angemessene, d.h. aufgabenadäquate Ressourcen zur Verfügung stehen bzw. organisiert werden können: personelle, sächliche und – vor allem zur Umsetzung konkreter Projekte – finanzielle.
- Elementare inhaltliche Voraussetzung jeglicher Kooperation ist, dass inhaltliche Anknüpfungspunkte zwischen Hochschulen und den Partnern bestehen und erkannt werden. Die Offenlegung der jeweiligen Eigeninteressen ist hier hilfreich.
- Im Anschluss daran muss die Einsicht in den je eigenen Nutzen der Kooperation bestehen bzw. erzeugt werden. Ideal sind Positivsummenspiele, in denen sich Nutzen für alle Beteiligten ergibt, also sog. Win-Win-Situationen erzeugt werden.
- Verbindliche Vereinbarungen über Ziele und Inhalte der Partnerschaft sowie verbindliche Absprachen über zu erbringende Leistungen dürfen nicht der operativen Umsetzung überlassen bleiben, sondern stellen strategische Weichenstellungen dar.
- Ebenso bedarf es einer Synchronisierung von Zeitvorstellungen und Planungshorizonten der Partner, da diese unterschiedlichen Funktionslogiken und Zeitregimen folgen.
- Damit werden zugleich die Voraussetzungen für Kontinuität geschaffen, welche die Kooperationseffizienz steigert: Es müssen nicht fortlaufend neue Partner gesucht und gewonnen werden. Die Kontinuität ist organisatorisch abzusichern, da sie nicht zwingend im Selbstlauf entsteht und häufig personengebunden ist. Die organisatorische Absicherung gelingt leichter, wenn Kontinuität ein Bestandteil der strategischen Zieldefinition ist.

Prozesse und Akteure dürfen nicht überfordert werden, die gegebenen Ressourcenbegrenzungen sind zu berücksichtigen, und in zumindest einigen Bereichen sollen auch möglichst schnell sichtbar werdende Erfolge

erreicht werden, die wiederum die Mitwirkungsbereitschaft zunächst zögerlicher Partner fördern. Daher sollten regionale **Kooperationsbeziehungen in Ausbaustufen** projiziert und mit Leben erfüllt werden:

- Den Ausgangspunkt bildet dabei die exakte Bestimmung der löungsbedürftigen Probleme.
- Hierbei sollten insbesondere die wichtigsten Hemmnisse erfasst werden, die wünschenswerten Kooperationen entgegenstehen.
- Im Anschluss daran können solche Handlungsziele definiert werden, deren Erreichung mit hoher Wahrscheinlichkeit problemlösend wirkt.
- Dann können eine Handlungsstruktur entwickelt, Akteure gewonnen, gebunden und Akteursbeziehungen qualifiziert werden.

Zu berücksichtigen ist, dass auf Grund der gegebenen Ressourcenbegrenzungen grundsätzlich keine wie auch immer geartete Vollständigkeit der Problembearbeitung zu erreichen ist. Daher bedarf es einer **Zielhierarchie**, in der Prioritäten und Posterioritäten festgelegt werden. Diese werden dann in einen **Stufenplan** überführt:

- Auf Stufe 1 sind die Prioritäten, d.h. die Unverzichtbarkeiten umzusetzen.
- Auf Stufe 2 werden solche Initiativen eingeleitet, die zwar nicht prioritär, aber dringend wünschenswert sind, über die Einvernehmlichkeit zwischen den Partnern besteht und für die Problemlösungsressourcen vorhanden sind.
- Auf Stufe 3 lassen sich dann Maßnahmen umsetzen, die zunächst noch konfliktbehaftet waren, für die also erst ein Konsens unter den Beteiligten gefunden werden musste.

Da bei finanzieller Ressourcenknappheit multiple Schwerpunktsetzungen als entwicklungshemmender Faktor wirksam werden, besteht die Notwendigkeit einer Kunst der **Gratwanderung**:

- Es sind einerseits Schwerpunkte zu verfolgen, d.h. die vorhandenen und beschränkten Mittel zu konzentrieren.
- Andererseits müssen zugleich Entwicklungen, die einstweilen als nichtprioritär bewertet werden, aber u.U. Zukunftspotenziale bergen, günstige nichtmonetäre Rahmenbedingungen verschafft werden, z.B. in Gestalt bürokratischer Entlastungen.

Die **Dezentralität** der Organisation und Durchführung regional relevanter Hochschulaktivitäten sollte als Potenzial und **Motivationsressource** anerkannt werden. Eine künstliche Zentralisierung würde ohnehin an administrative Grenzen stoßen:

- Förderlich kann es dagegen sein, wenn die Leitungsebene Initiativen fakultäts- und fachübergreifend anreizt und koordiniert, wo es entsprechende Unterstützungswünsche gibt.
- Dann lassen sich die dezentralen Aktivitäten auch in die Gestaltung einer institutionellen Policy integrieren und in eine strategische Hochschulpositionierung einbetten. Dies erleichtert das Sichtbarwerden ohnehin erbrachter hochschulischer Leistungen mit Regionalbezug.

Für die Verflechtung von Regional- und Hochschulentwicklung steht mit der **Governance-Perspektive** ein Instrumentarium bereit, das der traditionellen Fokussierung auf Steuerung im Sinne punktgenauen Eingriffshandelns überlegen ist. Damit kann einerseits der Planungsresistenz von Regionen und Hochschulen wirksam begegnet werden. Andererseits lassen sich Interessenkonflikte, die durch jeweilige Berechtigung der im Widerstreit stehenden Interessen gekennzeichnet sind, im Rahmen einer **Konfliktgovernance** besser bearbeiten als durch traditionelle Steuerung:

- Die Konflikthaftigkeit wird durch die Gleichzeitigkeit von demografischen und wissensgesellschaftlichen Entwicklungen erzeugt: Erstere können Kapazitätsreduzierungen der Hochschulen als Option erscheinen lassen, letztere legen Kapazitätsausbau nahe.
- In Situationen gesteigerter Konfliktaffinität ist es zum Verständnis gegenseitiger Beeinflussungsprozesse in Koordinationsstrukturen wichtig, statt der verbreiteten Steuerungsfiktionen eine sachangemessenere Perspektive einzuführen.

Die Governance-Perspektive vermag unter Bedingungen der Planungsresistenz und der konfliktbehafteten Entscheidungserzeugung die **Realitätsnähe von Interventionen** zu sichern, indem sie viererlei in den Mittelpunkt rückt (vgl. Schimank 2007):

- die Regelungsstrukturen, deren Zustandekommen, Wirksamwerden und Wirkungen. Dabei zielt sie auf akzeptierendes Nebeneinander der unterschiedlichen Regelungsmodi: hierarchische und kooperative, befehlsförmige und vertragliche, wettbewerbliche und verhandlungsorientierte;

- die Selbstregulierungspotenziale der Hochschulen, auch unter Inkaufnahme von suboptimalen Entscheidungsprozessen: Sie weisen den Vorzug auf, geringere Widerstände zu erzeugen, als dies bei externen Vorgaben der Fall ist. Letztere können sich auf Rahmensetzungen beschränken;
- die Vielfalt der beteiligten Akteure und damit die Einbeziehung von Interessengegensätzen oder -unterschieden, so dass Widerstände kein Überraschungspotenzial mehr bergen;
- die Mehr-Ebenen-Betrachtung, d.h. den Umstand, dass Entscheidungsprozesse immer auf mehr als einer oder zwei Ebenen ablaufen: auf Makro-, Meso- und Mikroebene.

Literatur

Backhaus-Maul, Holger/Christiane Roth (2013): Service Learning an Hochschulen in Deutschland. Ein erster empirischer Beitrag zur Vermessung eines jungen Phänomens, Springer VS, Wiesbaden.

Baecker, Dirk (1999): Die Universität als Algorithmus. Formen des Umgangs mit der Paradoxie der Erziehung, in: Berliner Debatte Initial 3/1999, S. 63-75.

Daimer, Stephanie/Friedrich Dornbusch/Miriam Hufnagl/Knut Koschatzky/Henning Kroll/Esther Schricke (2013): Relevanz regionaler Aktivitäten für Hochschulen und das Wissenschaftssystem. Handlungsfelder für Hochschulen, Fraunhofer-Institut für System- und Innovationsforschung ISI, Karlsruhe; auch unter <http://www.isi.fraunhofer.de/isi-media/docs/p/de/publikationen/Thesenpapier.pdf> (23.6. 2013).

Eyler, Janet/Dwight Giles/Christine Stenson/Charlene Gray (2001): At A Glance: What We Know about the Effects of Service-Learning on College Students, Faculty, Institutions and Communities, 1993-2000: Third Edition, Vanderbilt University Press, Nashville; auch unter www.compact.org/wp-content/uploads/resources/downloads/aag.pdf (18.9. 2013).

Hall, Peter (1998): Cities in Civilization, Pantheon Books, New York.

Heublein, Ulrich/Johanna Richter/Robert Schmelzer/Dieter Sommer (2012): Die Entwicklung der Schwund- und Studienabbruchquoten an den deutschen Hochschulen. Statistische Berechnungen auf der Basis des Absolventenjahrgangs 2010, HIS Hochschul-Informationen-System GmbH, Hannover http://www.his.de/pdf/pub_fh/fh-201203.pdf (20.2.2013).

König, Eckard/Gerda Volmer (1999): Was ist Systemisches Projektmanagement?, in: dies. (Hg.), Praxis der systemischen Organisationsberatung, Deutscher Studien Verlag, Weinheim, S. 11–25.

Laredo, Philippe (2007): Revisiting the Third Mission of Universities: Toward a Renewed Categorization of University Activities?, in: Higher Education Policy 4/2007, S. 441-456.

Luhmann, Niklas (2000): Die Politik der Gesellschaft, hrsg. von André Kieserling, Frankfurt a.M.

Matthiesen, Ulf/Hans-Joachim Bürkner (2004): Wissensmilieus. Zur sozialen Konstruktion und analytischen Rekonstruktion eines neuen Sozialraum-Typus, in: Ulf Matthiesen (Hg.), Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbasierte Stadtpolitik, Wiesbaden, S. 65-89.

- Ronge, Volker (1996): Politikberatung im Licht der Erkenntnisse soziologischer Verwendungsforschung, in: Annette Vogel/Heine Alemann (Hg.), Soziologische Beratung. Praxisfelder und Perspektiven. 9. Tagung für angewandte Soziologie, Opladen, S. 135-144.
- Schimank, Uwe (2007): Die Governance-Perspektive: Analytisches Potenzial und anstehende konzeptionelle Fragen, in: Herbert Altrichter/Thomas Brüsemeier/Jochen Wisinger (Hg.), Educational governance. Handlungskoordination und Steuerung im Bildungssystem, Wiesbaden, S. 231-260.
- Statistisches Bundesamt (2007): Finanzen der Hochschulen, Fachserie 11, Reihe 4.5, Wiesbaden.
- Statistisches Bundesamt (2013): Finanzen der Hochschulen, Fachserie 11, Reihe 4.5, Wiesbaden.
- SVR, Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (Hg.) (2012): Mobile Talente? Ein Vergleich der Bleibeabsichten internationaler Studierender in fünf Staaten der Europäischen Union, Berlin.
- Teichler, Ulrich (2003): Hochschule und Arbeitswelt. Konzeptionen, Diskussionen, Trends; Campus Verlag, Frankfurt a.M./New York.

Autorinnen und Autoren

Martina Dömling M.A., freie Mitarbeiterin des Instituts für Hochschulforschung (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Willkommenskultur an Hochschulen und Integration internationaler Studierender in regionale Arbeitsmärkte, Berufungsverfahren. eMail: martina.doemling@hof.uni-halle.de

Thomas Erdmenger M.A., 2011-2013 Wissenschaftlicher Referent am WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg und Fellow am HoF.

Jens Gillessen, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung (HoF) und Lehrbeauftragter für Philosophie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Arbeitsschwerpunkte dort: Studium im demografischen Wandel, Geistes- und Sozialwissenschaften in gesellschaftlichen Kontexten. eMail: jens.gillessen@hof.uni-halle.de

Uwe Grelak M.A., freier Mitarbeiter des Instituts für Hochschulforschung (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Bildung im demografischen Wandel. eMail: uwe.grelak@hof.uni-halle.de

Daniel Hechler M.A., Forschungsreferent am WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg und Fellow am Institut für Hochschulforschung (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Hochschulorganisationssoziologie, Hochschule im urbanen Raum. eMail: daniel.hechler@hof.uni-halle.de

Justus Henke, Mag. rer. soc. oec., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Studienerfolg und Studienabbruch in Sachsen-Anhalt, Hochschulentwicklung im Kontext des demografischen Wandels. eMail: justus.henke@hof.uni-halle.de

Romy Höhne, Dipl.-Pol., Wissenschaftliche Mitarbeiterin Institut für Hochschulforschung (HoF). Arbeitsschwerpunkt: Bildung und Wissenschaft im demografischen Wandel. eMail: romy.hoehne@hof.uni-halle.de

Peer Pasternack, Prof. Dr., Direktor des Instituts für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF) und Wissenschaftlicher Leiter des WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg. Arbeitsschwerpunkte: Hochschulpolitik, Hochschulorganisation, Qualitätssicherung und -entwicklung, akademische Bildung, ostdeutsche Wissenschaftszeitgeschichte, Bildung und Wissenschaft in demografisch schrumpfenden Regionen. eMail: peer.pasternack@hof.uni-halle.de; <http://www.peer-pasternack.de>

Sarah Schmid M.A., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Hochschulforschung (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Third Mission von Hochschulen, Weiterbildungsangebote. eMail: sarah.schmid@hof.uni-halle.de

Franziska Wielepp M.A., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt Wittenberg/Transferstelle „Qualität der Lehre“ sowie Fellow am Institut für Hochschulforschung (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Heterogenität an Hochschulen, Lehr-Lern-Arrangements. eMail: wielepp@wzw-lsa.de

Steffen Zierold, Dipl.-Soz., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Hochschulforschung (HoF). Arbeitsschwerpunkte: Kopplungen von Hochschul- und Regionalentwicklung in Schrumpfungsräumen, kultur- und kreativwirtschaftliche Entwicklungen im Kontext der Stadtentwicklung. eMail: steffen.zierold@hof.uni-halle.de

Schriftenreihe „Hochschulforschung Halle-Wittenberg“

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image. Die ostdeutschen Hochschulen im Umgang mit ihrer Zeitgeschichte*, Akademische Verlagsveranstalt, Leipzig 2013, 505 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulen nach der Föderalismusreform*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2011, 368 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Relativ prosperierend. Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen: Die mitteldeutsche Region und ihre Hochschulen*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2010, 547 S.

Eva Bosbach: *Von Bologna nach Boston? Perspektiven und Reformansätze in der Doktorandenausbildung anhand eines Vergleichs zwischen Deutschland und den USA*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2009, 182 S.

Roland Bloch: *Flexible Studierende? Studienreform und studentische Praxis*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2009, 336 S.

Reinhard Kreckel (Hg.): *Zwischen Promotion und Professur. Das wissenschaftliche Personal in Deutschland im Vergleich mit Frankreich, Großbritannien, USA, Schweden, den Niederlanden, Österreich und der Schweiz*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2008, 400 S.

Anke Burkhardt (Hg.): *Wagnis Wissenschaft. Akademische Karrierewege und das Förder-system in Deutschland*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2008, 691 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Stabilisierungsfaktoren und Innovationsagenturen. Die ostdeutschen Hochschulen und die zweite Phase des Aufbau Ost*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2007, 471 S.

Robert D. Reisz / Manfred Stock: *Inklusion in Hochschulen. Beteiligung an der Hochschulbildung und gesellschaftlichen Entwicklung in Europa und in den USA (1950-2000)*, Lemmens Verlag, Bonn 2007, 148 S.

Peer Pasternack: *Qualität als Hochschulpolitik? Leistungsfähigkeit und Grenzen eines Policy-Ansatzes*, Lemmens Verlag, Bonn 2006, 558 S.

Anke Burkhardt / Karsten König (Hg.): *Zweckbündnis statt Zwangsehe: Gender Mainstreaming und Hochschulreform*, Lemmens Verlag, Bonn 2005, 264 S.

Reinhard Kreckel: *Vielfalt als Stärke. Anstöße zur Hochschulpolitik und Hochschulforschung*, Lemmens Verlag, Bonn 2004, 203 S.

Irene Lischka / Andrä Wolter (Hg.): *Hochschulzugang im Wandel? Entwicklungen, Reformperspektiven und Alternativen*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, 302 S.

Jan-Hendrik Olbertz / Peer Pasternack / Reinhard Kreckel (Hg.): *Qualität – Schlüsselfrage der Hochschulreform*, Beltz Verlag, Weinheim/Basel 2001, 341 S.

Barbara M. Kehm / Peer Pasternack: *Hochschulentwicklung als Komplexitätsproblem. Fallstudien des Wandels*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2001, 254 S.

Peer Pasternack (Hg.): *DDR-bezogene Hochschulforschung. Eine thematische Eröffnungsbilanz aus dem HoF Wittenberg*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2001, 315 S.

Peter Altmiks (Hg.): *Gleichstellung im Spannungsfeld der Hochschulfinanzierung*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 2000, 107 S.

Peer Pasternack: *Hochschule & Wissenschaft in SBZ/DDR/Ostdeutschland 1945-1995. Annotierte Bibliographie für den Erscheinungszeitraum 1990-1998*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 567 S.

Jan-Hendrik Olbertz / Peer Pasternack (Hg.): *Profilbildung – Standards – Selbststeuerung. Ein Dialog zwischen Hochschulforschung und Reformpraxis*, hrsg. unt. Mitarb. v. Gertraude Buck-Bechler und Heidrun Jahn, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 291 S.

Peer Pasternack: *Demokratische Erneuerung. Eine universitätsgeschichtliche Untersuchung des ostdeutschen Hochschulumbaus 1989-1995. Mit zwei Fallstudien: Universität Leipzig und Humboldt-Universität zu Berlin*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1999, 427 S.

Heidrun Jahn / Jan-Hendrik Olbertz (Hg.): *Neue Stufen – alte Hürden? Flexible Hochschulabschlüsse in der Studienreformdebatte*, Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1998, 120 S.

Weitere Buchveröffentlichungen aus dem Institut für Hochschulforschung (HoF)

Peer Pasternack / Reinhold Sackmann (Hg.): *Vier Anläufe: Soziologie an der Universität Halle-Wittenberg. Bausteine zur lokalen Biografie des Fachs vom Ende des 19. bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts*, Mitteldeutscher Verlag, Halle (Saale) 2013, 256 S.

Sebastian Bonk / Florian Key / Peer Pasternack (Hg.): *Rebellion im Plattenbau. Die Offene Arbeit in Halle-Neustadt 1977–1983. Katalog zur Ausstellung*, Institut für Hochschulforschung (HoF), Halle-Wittenberg 2013, 48 S.

Klaus Friedrich / Peer Pasternack (Hg.): *Demographischer Wandel als Querschnittsaufgabe. Fallstudien der Expertenplattform „Demographischer Wandel“ beim Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt*, Universitätsverlag Halle, Halle (Saale) 2012, 312 S.

Peer Pasternack: *Zwischen Halle-Novgorod und Halle-New Town. Der Ideenhaushalt Halle-Neustadts* (Der Hallesche Graureiher 2/12), Institut für Soziologie der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle (Saale) 2012, 112 S.

Peer Pasternack / Thomas Erdmenger: *Hochschulen, demografischer Wandel und Regionalentwicklung. Der Fall Sachsen-Anhalt*, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2011, 134 S.

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Scharniere & Netze. Kooperationen und Kooperationspotenziale zwischen Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen in Sachsen-Anhalt*, unt. Mitarb. v. Reinhard Kreckel und Martin Winter, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2011, 107 S.

Johannes Keil / Peer Pasternack: *Qualifikationsprofile in Arbeitsfeldern der Pädagogik der Kindheit. Ausbildungswege im Überblick*, unt. Mitarb. v. Yvonne Anders, Andrea Binder, Hans Gängler, Klaus Fröhlich-Gildhoff, Anne Levin, Manfred Müller-Neuendorf, Iris Nentwig-Gesemann, Monika Pfaller-Rott, Volker Pudzich, Simone Stelzmüller u. Mathias Tuffentsammer, Robert Bosch Stiftung, Stuttgart 2011, 114 S.

Uwe Grelak / Peer Pasternack (Red.): *Zukunftsgestaltung im demographischen Umbruch. Impulse und Handlungsoptionen aus Sicht der WZW-Expertenplattform „Demographischer Wandel in Sachsen-Anhalt“*, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2011, 68 S.

Enrique Fernández Darraz / Gero Lenhardt / Robert D. Reisz / Manfred Stock: *Hochschulprivatisierung und akademische Freiheit. Jenseits von Markt und Staat: Hochschulen in der Weltgesellschaft*, Transcript Verlag, Bielefeld 2010, 200 S.

Yvonne Anger / Oliver Gebhardt / Karsten König / Peer Pasternack: *Das Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt (WZW) im Schnittpunkt von Anspruchsgruppen aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit*, WZW Wissenschaftszentrum Sachsen-Anhalt, Wittenberg 2010, 111 S.

Peer Pasternack / Carsten von Wissel: *Programmatrische Konzepte der Hochschulentwicklung in Deutschland seit 1945*, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf 2009, 83 S. URL http://www.boeckler.de/pdf/p_arb_p_204.pdf.

Daniel Hechler / Jens Hüttmann / Ulrich Mählert / Peer Pasternack (Hg.): *Promovieren zur deutsch-deutschen Zeitgeschichte. Handbuch*, Metropolis Verlag, Berlin 2009, 292 S.

Nicolai Genov / Reinhard Kreckel (Hg.): *Soziologische Zeitgeschichte. Helmut Steiner zum 70. Geburtstag*, Edition Sigma, Berlin 2007, 334 S.

Peer Pasternack: *Wissenschafts- und Hochschulgeschichte der SBZ, DDR und Ostdeutschlands 1945–2000. Annotierte Bibliografie der Buchveröffentlichungen 1990–2005*, CD-ROM-Edition, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler, Stiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur/Institut für Hochschulforschung, Berlin/Wittenberg 2006.

Manfred Stock: *Arbeiter, Unternehmer, Professioneller. Eine theorievergleichende Analyse zur sozialen Konstruktion von Beschäftigung in der Moderne*, VS-Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005, 398 S.

Peer Pasternack / Roland Bloch / Claudius Gellert / Michael Hölscher / Reinhard Kreckel / Dirk Lewin / Irene Lischka / Arne Schildberg: *Die Trends der Hochschulbildung und ihre Konsequenzen. Wissenschaftlicher Bericht für das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur der Republik Österreich*, bm:bwk, Wien 2005, 227 S.

Peer Pasternack / Arne Schildberg / Ursula Rabe-Kleberg / Kathrin Bock-Famulla / Franziska Larrá: *Entwicklungspotenziale institutioneller Angebote im Elementarbereich*, Verlag Deutsches Jugendinstitut, München 2005.

Peer Pasternack / Falk Bretschneider: *Handwörterbuch der Hochschulreform*, UniversitätsVerlag Weblar, Bielefeld 2005, 221 S.

Barbara M. Kehm (Hg.): *Mit SOKRATES II zum Europa des Wissens. Ergebnisse der Evaluation des Programms in Deutschland*, Wissenschaftliches Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung der Universität Kassel & HoF Wittenberg – Institut für Hochschulforschung, Kassel/Wittenberg 2005, 404 S.

Peer Pasternack: *Politik als Besuch. Ein wissenschaftspolitischer Feldreport aus Berlin*, UniversitätsVerlag Weblar, Bielefeld 2005, 253 S.

Manfred Stock / Helmut Köhler: *Bildung nach Plan? Bildungs- und Beschäftigungssystem in der DDR 1949 bis 1989*, Leske + Budrich, Opladen 2004, 153 S.

Jens Hüttmann / Peer Pasternack / Ulrich Mählert (Hg.): *DDR-Geschichte vermitteln. Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschullehre und politischer Bildung*, Metropol-Verlag, Berlin 2004, 310 S.

Jens Hüttmann / Peer Pasternack (Hg.): *Wissensspuren. Bildung und Wissenschaft in Wittenberg nach 1945*, Drei-Kastanien-Verlag, Wittenberg 2004, 414 S.

Barbara M. Kehm / Dirk Lewin / Sergej Stoetzer: *Förderung ausländischer Gastdozenten zu Lehrtätigkeiten an deutschen Hochschulen. Programmstudie*, Deutscher Akademischer Austauschdienst, Bonn 2003, 91 S.

Peer Pasternack: *177 Jahre. Zwischen Universitätschließung und Gründung der Stiftung Leucorea: Wissenschaft und Höhere Bildung in Wittenberg 1817–1994*, Stiftung Leucorea an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Wittenberg 2002, 122 S.

Martin Winter / Thomas Reil (Hg.): *Qualitätssicherung an Hochschulen. Theorie und Praxis*, W. Bertelsmann-Verlag, Bielefeld 2002, 192 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Flexibilisierung der Hochschulhaushalte. Handbuch*, Schüren Verlag, Marburg 2001, 336 S.

Peer Pasternack / Thomas Neie (Hg.): *stud. ost 1989–1999. Wandel von Lebenswelt und Engagement der Studierenden in Ostdeutschland*, Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2000, 464 S.

Monika Gibas / Peer Pasternack (Hg.): *Sozialistisch behaut & bekunet. Hochschulen und ihre Bauten in der DDR*, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 1999, 246 S.

Barbara M. Kehm: *Higher Education in Germany. Developments Problems, Future Perspectives*, CEPES, Bucarest 1999, 145 S.

Peer Pasternack (Hg.): *Eine nachholende Debatte. Der innerdeutsche Philosophenstreit 1996/97*, Leipzig 1998, 234 S.

Gertraude Buck-Bechler / Hans-Dieter Schaefer / Carl-Hellmut Wagemann (Hg.): *Hochschulen in den neuen Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Ein Handbuch zur Hochschulerneuerung*, Deutscher Studien-Verlag, Weinheim 1997, 698 S.

die hochschule. journal für wissenschaft und bildung

Herausgegeben für das Institut für Hochschulforschung (HoF) von
Peer Pasternack. Redaktion: Daniel Hechler

Themenhefte:

Peer Pasternack / Johannes Keil: *Vom ‚mütterlichen‘ Beruf zur differenzierten Professionalisierung. Ausbildungen für die Frühpädagogik* (2013, 105 S., € 10,-)

Peer Pasternack (Hg.): *Regional gekoppelte Hochschulen. Die Potenziale von Forschung und Lehre für demografisch herausgeforderte Regionen* (2013, 99 S., € 10,-)

Peer Pasternack / Daniel Hechler: *Hochschulzeitgeschichte. Handlungsoptionen für einen souveränen Umgang* (2013, 99 S., € 10,-).

Jens Gillesen / Johannes Keil / Peer Pasternack (Hg.): *Berufsfelder im Professionalisierungsprozess. Geschlechtsspezifische Chancen und Risiken* (2013, 198 S., € 17,50)

Martin Winter / Carsten Würmann (Hg.): *Wettbewerb und Hochschulen. 6. Jahrestagung der Gesellschaft für Hochschulforschung in Wittenberg* (2012; € 17,50).

Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Hochschulorganisationsanalyse zwischen Forschung und Beratung* (Sonderband 2012, 99 S., € 10,-).

Karsten König / Rico Rokitte: *Weltoffen von innen? Wissenschaft mit Migrationshintergrund* (2012, 210 S.; € 17,50)

Edith Braun / Katharina Kloke / Christian Schneijderberg (Hg.): *Disziplinäre Zugänge zur Hochschulforschung* (2011, 212 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulföderalismus* (2011, 217 S.; € 17,50)

Carsten Würmann / Karin Zimmermann (Hg.): *Hochschulkapazitäten – historisch, juristisch, praktisch* (2010, 216 S.; € 17,50)

Georg Krücken / Gerd Grözinger (Hg.): *Innovation und Kreativität an Hochschulen* (2010, 211 S.; € 17,50)

Daniel Hechler / Peer Pasternack (Hg.): *Zwischen Intervention und Eigensinn. Sonderaspekte der Bologna-Reform* (2009, 215 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Hochschulen in kritischen Kontexten. Forschung und Lehre in den ostdeutschen Regionen* (2009, 203 S.; € 17,50)

Robert D. Reisz / Manfred Stock (Hg.): *Private Hochschulen – Private Higher Education* (2008, 166 S.; € 17,50)

Martin Winter: *Reform des Studiensystems. Analysen zum Bologna-Prozess* (2007, 218 S.; € 17,50)

Peer Pasternack: *Forschungslandkarte Ostdeutschland*, unt. Mitarb. v. Daniel Hechler (Sonderband 2007, 299 S., € 17,50)

Reinhard Kreckel / Peer Pasternack (Hg.): *10 Jahre HoF* (2007, 197 S., € 17,50)

Karsten König (Hg.): *Verwandlung durch Verhandlung? Kontraktsteuerung im Hochschulsektor* (2006, 201 S.; € 17,50)

Georg Krücken (Hg.): *Universitäre Forschung im Wandel* (2006, 224 S.; € 17,50)

Konjunkturen und Krisen. Das Studium der Natur- und Technikwissenschaften in Europa (2005, 246 S.; € 17,50)

Peer Pasternack (Hg.): *Konditionen des Studierens* (2004, 244 S.; € 17,50)

Martin Winter (Hg.): *Gestaltung von Hochschulorganisation. Über Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, Hochschulen zu steuern* (2004, 254 S.; € 17,50)

Anke Burkhardt / Uta Schlegel (Hg.): *Warten auf Gender Mainstreaming. Gleichstellungspolitik im Hochschulbereich* (2003, 282 S.; € 17,50)

Barbara Kehm (Hg.): *Grenzüberschreitungen. Internationalisierung im Hochschulbereich* (2003, 268 S.; € 17,50)

Peer Pasternack / Martin Winter (Hg.): *Szenarien der Hochschulentwicklung* (2002, 236 S.; € 17,50)

HoF-Arbeitsberichte 2011-2013

Online unter http://www.hof.uni-halle.de/publikationen/hof_arbeitsberichte.htm

- 4'13 Gunter Quaißer / Anke Burkhardt: *Beschäftigungsbedingungen als Gegenstand von Hochschulsteuerung. Studie im Auftrag der Hamburger Behörde für Wissenschaft und Forschung*, 89 S.
- 3'13 Jens Gilllesen / Peer Pasternack: *Zweckfrei nützlich: Wie die Geistes- und Sozialwissenschaften regional wirksam werden. Fallstudie Sachsen-Anhalt*, 127 S.
- 2'13 Thomas Erdmenger / Peer Pasternack: *Eingänge und Ausgänge. Die Schnittstellen der Hochschulbildung in Sachsen-Anhalt*, 99 S.
- 1'13 Sarah Schmid / Justus Henke / Peer Pasternack: *Studieren mit und ohne Abschluss. Studienerfolg und Studienabbruch in Sachsen-Anhalt*, 75 S.
- 7'12 Martin Winter / Annika Rathmann / Doreen Trümpler / Teresa Falkenhagen: *Entwicklungen im deutschen Studiensystem. Analysen zu Studienangebot, Studienplatzvergabe, Studienwerbung und Studienkapazität*, 177 S.
- 6'12 Karin Zimmermann: *Bericht zur Evaluation des „Professorinnenprogramm des Bundes und der Länder“*, 53 S.
- 5'12 Romy Höhne / Peer Pasternack / Steffen Zierold: *Ein Jahrzehnt Hochschule- und Region-Gutachten für den Aufbau Ost (2000-2010). Erträge einer Meta-Analyse*, 91 S.
- 4'12 Peer Pasternack (Hg.): *Hochschul- und Wissensgeschichte in zeithistorischer Perspektive. 15 Jahre zeitgeschichtliche Forschung am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg (HoF)*, 135 S.
- 3'12 Karsten König / Gesa Koglin / Jens Preische / Gunter Quaißer: *Transfer steuern – Eine Analyse wissenschaftspolitischer Instrumente in sechzehn Bundesländern*, 107 S.
- 2'12 Johannes Keil / Peer Pasternack / Nurdin Thielemann: *Männer und Frauen in der Frühpädagogik. Genderbezogene Bestandsaufnahme*, 50 S.
- 1'12 Zierold, Steffen: *Stadtentwicklung durch geplante Kreativität? Kreativwirtschaftliche Entwicklung in ostdeutschen Stadtquartieren*, 63 S.
- 7'11 Peer Pasternack / Henning Schulze: *Wissenschaftliche Wissenschaftspolitikberatung. Fallstudie Schweizerischer Wissenschafts- und Technologierat (SWTR)*. 96 S.
- 6'11 Robert D. Reisz / Manfred Stock: *Wandel der Hochschulbildung in Deutschland und Professionalisierung*. 45 S.
- 5'11 Peer Pasternack: *HoF-Report 2006 – 2010. Forschung, Nachwuchsförderung und Wissenstransfer am Institut für Hochschulforschung Halle-Wittenberg*. Unter Mitarbeit von Anke Burkhardt und Barbara Schnalzer. 90 S.
- 4'11 Anja Franz / Monique Lathan / Robert Schuster: *Skalenhandbuch für Untersuchungen der Lehrpraxis und der Lehrbedingungen an deutschen Hochschulen. Dokumentation des Erhebungsinstrumentes*. 79 S.
- 3'11 Anja Franz / Claudia Kieslich / Robert Schuster / Doreen Trümpler: *Entwicklung der universitären Personalstruktur im Kontext der Föderalismusreform*, 85 S.
- 2'11 Johannes Keil / Peer Pasternack: *Frühpädagogisch kompetent. Kompetenzorientierung in Qualifikationsrahmen und Ausbildungsprogrammen der Frühpädagogik*, 139 S.
- 1'11 Daniel Hechler / Peer Pasternack: *Deutungskompetenz in der Selbstanwendung. Der Umgang der ostdeutschen Hochschulen mit ihrer Zeitgeschichte*, 225 S.

Peer Pasternack (Hrsg.)

Relativ prosperierend

Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen: Die mitteldeutsche Region und ihre Hochschulen

Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2010; 547 Seiten; ISBN 978-3-931982-51-5; € 33,00

Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen stellen in sozioökonomischer Hinsicht die leistungsstärkste Großregion Ostdeutschlands dar. Gemeinsam bezeichnen sich die drei Länder als „Region Mitteldeutschland“ und untermauern dies durch diverse länderübergreifende Kooperationen. Zusammen haben sie neun Millionen Einwohnerinnen und Einwohner. Innerhalb Ostdeutschlands lässt die mitteldeutsche Region am ehesten erwarten, bis zum Auslaufen des Solidarpakts II im Jahre 2019 in die Nähe des zentralen Solidarpaktziels gelangen zu können: selbsttragende Entwicklungen. Gleichwohl ist die Entwicklung auch in den mitteldeutschen Ländern eine fragmentierte. Während sich einige Leistungsiseln herausbilden und stabilisieren, besteht gleichzeitig eine Anzahl von Problemzonen.



Peer Pasternack (Hrsg.)

Hochschulen nach der Föderalismusreform

Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2011; 368 Seiten; ISBN 978-3-931982-67-6. € 29,80.

Zwischen den Hochschulsystemen der deutschen Bundesländer bestehen traditionell deutliche Unterschiede hinsichtlich des Finanzierungsinputs und des Forschungsoutputs. Die Föderalismusreform 2006 hatte den Anspruch erhoben, wettbewerbsföderalistische Aspekte im Hochschulwesen zu stärken – und damit sowohl den herkömmlichen kooperativen Föderalismus als auch die aktive Beteiligung des Bundes an der Hochschulentwicklung in den Hintergrund treten zu lassen. Im hier vorliegenden Band werden die Länderdifferenzen vor allem in solchen Bereichen untersucht, in denen die Gestaltungschancen der Länder mit der Föderalismusreform gestärkt wurden: Hochschulsteuerung, Studienreform sowie Personal- und Karrierestrukturen.

Im Ergebnis zeigt sich: Wo es Differenzen zwischen den Ländern gibt und diese sich in jüngerer Zeit verstärkt haben, betrifft dies vorrangig solche Bereiche, die von der Föderalismusreform nur marginal oder gar nicht berührt wurden. Die Bereiche hingegen, in denen sich mit der Föderalismusreform 2006 den Ländern größere Gestaltungsspielräume eröffneten, sind eher durch Trends homogenisierender Entwicklungen – bei Abweichungen im Detail – gekennzeichnet. Insofern wurde und wird die Bedeutung der Föderalismusreform 2006 für den Hochschulbereich allgemein überschätzt.



Daniel Hechler / Peer Pasternack

Traditionsbildung, Forschung und Arbeit am Image Die ostdeutschen Hochschulen im Umgang mit ihrer Zeitgeschichte

Akademische Verlagsanstalt, Leipzig 2013, 507 S. ISBN 978-3-931982-75-1. € 29,00.

Den 54 ostdeutschen Hochschulen wird häufig attestiert, sich nur unzureichend mit ihrer eigenen Vergangenheit in der DDR auseinanderzusetzen. Nicht nur während der politischen Umbrüche 1989 hätten sie abseits gestanden. Vielmehr sei auch in den Jahren danach kaum etwas unternommen worden, um ihre Rolle in der DDR glaubhaft und kritisch aufzuklären. Durchweg fehle der Wille zur Aufarbeitung. Solche Kritiken formulieren Eindrücke, nicht die Ergebnisse von Analysen. Eine solche wird hier vorgelegt.

Die genauere Prüfung ergibt ein differenzierteres Bild. So haben die Hochschulen seit 1990 über 500 Bücher zu ihrer DDR-Geschichte veröffentlicht und fast einhundert Ausstellungen veranstaltet. Angesichts dessen lässt sich kaum davon sprechen, dass eine allgemeine zeitgeschichtliche Inaktivität grassiere. Probleme gibt es gleichwohl.

Die häufigsten Anlässe für entsprechende Initiativen sind Hochschuljubiläen, Skandalisierungen mit zeitgeschichtlichem Bezug und starkes persönliches Engagement einzelner Akteure. Das ist ein Teil der Erklärung, warum die Kontinuität zeithistorischer Aktivitäten wenig ausgeprägt ist. Eine weitere Erklärung ist, dass Darstellungen der Hochschulgeschichte typischerweise als Bestandteil der Imagebildung aufgefasst werden. Daher werden Konfliktthemen häufig abgeblendet. Ein dritter Teil der Erklärung schließlich liegt im Organisationscharakter der Hochschulen.

